

Kaum zu glauben, aber so war es !

Interessantes, Amüsantes und Unterhaltsames aus dem Kirchspiel Schlagsdorf
Recherchen und Erinnerungen von Pastor i. R. Wilfried Krause

Teil I

Geschichten aus vergangenen Zeiten

Die Geschichte der Ev. Kirchgemeinde Schlagsdorf begann etwas kurios:

1570 kam Johannes Däling als 1. evangelischer Pastor nach Schlagsdorf, nachdem der letzte katholische Priester Dirike "von seinem eigenen Bastard erschossen war".

So heißt es in „Die Pastoren im Fürstentum Ratzeburg seit der Reformation“ von Georg Krüger.

Pastor Däling muss zeitlebens in Geld- und Nahrungssorgen gelebt haben. In dem noch vorhandenen Kirchspielbuch von 1587 listet er auf, was ihm die Bauern der Schlagsdorfer Gemeinde alles schulden. Nicht einmal die Umzugskosten von Lübeck nach Schlagsdorf hatte man ihm erstattet.

In den Folgezeiten muss es den Pastoren in Schlagsdorf aber recht gut ergangen sein, blieben sie doch fast alle bis ans Ende ihrer Dienstzeit, 30 Jahre oder mehr, auf der Pfarre. Ein Zeichen, dass Schlagsdorf eine "fette Pfründe" war; im Gegensatz zu den sogenannten "Hungerpfarren" anderer Gemeinden, wo die Pastoren häufig wechselten.

Leider liegen mir weder Chroniken noch Geschichten aus jenen alten Zeiten vor, was sicherlich nicht bedeutet, dass es Kurioses oder Amüsantes da nicht gegeben hätte.

Pastor Puttkammer in Graal-Müritz hat nach dem Durchforschen alter Chroniken Mecklenburger Kirchgemeinden in seinem Büchlein "Bitte recht freundlich, Herr Pastor" viele Anekdoten und Geschichten niedergeschrieben; unglaublich, was sich da alles so abgespielt hat. Zum Beispiel ist zu lesen, dass ein Pastor mit Hilfe des Gutsherren die Leute mit der Peitsche in die Kirche und in die Gottesdienste treiben ließ und viele andere solcher Kuriositäten.

Im Hinblick auf die Schlagsdorfer Gemeinde findet sich in dem oben genannten Buch von G. Krüger eine Notiz von Pastor Friedrich Masch (1793 - 1893), Schlagsdorf betreffend, in der es heißt: "Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch einen widrigen Prozess mit der Gemeinde verbittert". Näheres wird leider nicht berichtet.

In dem schon erwähnten Büchlein von Georg Krüger findet sich noch folgende Eintragung: „1577 verzehrte eine Feuersbrunst das neu erbaute Pfarrhaus samt seinen Sachen“.

Beim Dechanten Berthold von Lützwow sowie dem Amtmann Bernhard von Dannenberg zu Mechow stand Johannes Däling in hoher Gunst.

Als der erstgenannte ihm ein versprochenes „Benefizium“ von jährlich 15 Mark nicht mehr geben wollte, stellte Däling ihn mit folgenden Worten zu Rede:

(Um einen Eindruck von der damals hierzulande üblichen Sprache zu bekommen, hier der Originaltext: „*Darop ick em gaff thor antwort: 'Ick holde my an dat mine, dor wolde ick ock by blyven; wo nicht, so sede ick em ond dem ganzen Capitel meinen Deinst op, weill ick my sunst nicht erhalde kunde'. Darop der Dms Decanus inwendede ond sprak: ‚Ehr gy wech then scholden, wilde ick lever noch einmall so vele dar tho leggen. So hebbet disser halven de*

belenige ond beholdet se, so lange gy on ick myt einander lewen.’ Dat ick denn annahm ond dede myk höchlich jegen em bedanken.“

Ins Hochdeutsche übersetzt dürfte das heißen: „Darauf ich ihm gab zur Antwort: ‚Ich halte mich an das meine, da will ich auch bei bleiben; Wo nicht, so sage ich ihm und dem ganzen Kapitel meinen Dienst ab, weil ich mich sonst nicht erhalten kann‘.

Darauf der Dekant einwandte und sprach: ‚Ehe ihr wegziehen solltet, will ich lieber noch einmal so viel dazu legen. So habt deshalb das Versprochene (?) und behaltet es, so lange Ihr und ich miteinander leben“. Das ich dann annahm und tat mich hoch gegen ihn bedanken. Aus der Wirkungszeit von Pastor Eulenberg (Pastor in Schlagsdorf 1882 – 1922) sind zwei Geschichten überliefert, die nicht in Vergessenheit geraten sollten:

1. Reformbedürftig

Im großen Kirchdorf Schlagsdorf war um die Jahrhundertwende alles alt und erneuerungswürdig: die Kirche, eine Schwester des Ratzeburger Doms; der ehrwürdige Pastor Eulenberg mit seinen 83 Jahren, der hagere, knöchelige Küster und Organist E. Meinke mit 74 Jahren; die Orgel mit ihrem schon mehrfach geflickten Blasebalg; der schwerfällige Bälgetreter, der während der Predigt in seiner Bälgekammer sein Frühstück mit dem entsprechenden Quantum Kümmel verzehrte. So auch heute, nachdem der Geistliche schon über eine Stunde gepredigt hatte, denn unter dem tat er es nicht.

Nun aber hatte er geschlossen und den Liedervers angekündigt. Mit einem Seufzer der Erleichterung erwachte die Gemeinde aus süßen Träumen, als die Kalkanten-glocke den Bälgetreter an seine Hantierung rief. Die Orgel setzte ein, die Gemeinde begann vollstimmig zu singen - da - auf einmal: ein fürchterlicher Krach! Die Orgelpfeifen stöhnten aus vollen Registern, wurden leiser und erstarben in lang gezogenem Klageruf. Die Gemeinde war erstarrt. Allgemeine Stille. Nur aus seiner Kammer heraus stapfte der Bälgetreter, riss die Tür zur Empore auf und rief dem noch auf der Kanzel stehenden Geistlichen zu: „Herr Pastuur! Nu is de ganze Schiet in'n Noors!“ Das sollte heißen: Der Blasebalg ist geplatzt!

2. Nu is't noch mit de Propheten!

Eines Sonntags konnte Pastor Eulenberg wieder kein Ende finden. Er hatte die vier großen Propheten eingehend behandelt und sich dann über die kleinen hergemacht. Um zum Schluss zu kommen, hatte er die rhetorische Frage aufgeworfen: „Und nun, meine Lieben: Welcher Platz gebührt dem Jeremias? Welchen Platz räumen wir wohl dem Jeremias ein?“ Bauer K., der schon eine ganze Weile unruhig hin und her gerutscht war, stand bei der eindringlichen Frage plötzlich auf, nahm seinen Hut und rief: „Hier, minen, Herr Pastuur! Ik gah na Hus. Bi uns steiht Klock 12 dat Middach upp'n Disch!“

(Nachzulesen in „Anekdoten und Geschichten aus dem ehemaligen Land Meckl.- Strelitz; Rat der Stadt Neustrelitz 1972)

Im selben Buch finden sich auch folgende Geschichten, die sich zwar nicht in Schlagsdorf zugetragen haben, aber doch hier in der Gegend, und sie sind zu köstlich, so, dass ich sie dem Leser nicht vorenthalten möchte.

3. Gottverlassen

In den 20iger Jahren lebte in C. mal ein Pfarrer, der sich ein paar Hühner mit einem Hahn zugelegt hatte. Auf seinen Hühnerhof war er sehr stolz. Doch an einem Morgen war die Überraschung groß. Als der Pastor in seinen Hühnerstall guckte, waren alle Hühner verschwunden – gestohlen. Nur der Hahn saß mutterseelenallein und traurig auf dem

Wiemen. Um den Hals baumelte ihm ein Schild. Darauf stand: „De leve Gott is oewerall, blot nich in Pastor X sien Häunerstall.“

4. Die Hasenjagd

Rechtsanwalt T., der vor Jahrzehnten in Wismar eine große Anwaltspraxis hatte, war Junggeselle, fiel durch seine Größe auf und trug ständig ein schwarzumrandetes Monokel. Er war ein großer Redner und dafür bekannt, dass er fast alle von ihm geführten Prozesse gewann. Seinen Schlusssatz pflegt er stets dadurch zu unterstreichen, dass er sich mit der geballten Faust an die linke Brust schlug.

In H. bei Wismar lebte der Pastor mit dem Besitzer v.d.L in einem etwas gespannten Verhältnis. Eines schönen Tages, als in H. die winterliche Treibjagd abgehalten wird, geht der Pastor mit seiner Frau in den Garten, um von dort dem Vorstehreiben zuzuschauen, das direkt auf seinen Garten zulief. Ein angekratzter Meister Lampe fegt durch die Hecke des Pfarrgartens und in seiner Angst der Frau Pastorin unter die damals noch sehr langen Röcke. "Kniep tau, kniep tau!" ruft der Pastor und packt mit schnellem Griff den Hasen. Nachdem er ihn mit einem Schlag hinter die Löffel zur Strecke gebracht hat, trägt er ihn in die Küche und verzehrt ihn später.

Nun ist der Hergang dieser Pastorenjagd aber irgendwie beobachtet worden, und Herr v.d.L. erstattet Strafanzeige gegen seinen Pfarrer wegen Jagdvergehens. In seiner Not wendet sich der Pastor an den Rechtsanwalt T., der ihn dann in der folgenden Verhandlung vor dem Amtsgericht in Wismar vertritt. Nach einer längeren Verteidigungsrede schlägt sich Rechtsanwalt T. vor die Brust und schließt seine Verteidigung mit folgendem Satz: "Und im übrigen bin ich der Meinung, dass unter den Rücken der Frau Pastorin nur dem Pastor selbst das Jagdrecht zusteht!"

Man sagt dem Richter nach, dass auch er sehr viel Humor besaß, wenn dieser auch wohl nicht ausschlaggebend für das freisprechende Urteil gewesen sein dürfte. Selbst Herr v.d.L. soll herzlich gelacht haben.

Da das halbe Kirchspiel von H. zu der Gerichtsverhandlung erschienen war, ging der Schlusssatz des Rechtsanwalts T. wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend. In Wismar selbst trug sie ungeheuer zur Popularität des Rechtsanwalts T. bei, und wohl selten ist eine Gerichtsverhandlung so viel belacht worden wie das Jagdrecht des Pastors aus H.

5. Zärtlichkeiten zwischen Eheleuten am Tage nicht erlaubt!

Um die Jahrhundertwende war ein neuer Lehrer nach Palingen versetzt worden. Er war jung verheiratet. Das war sein erster Fehler. Und sein zweiter bestand darin, dass er sich seine Frau aus der Stadt mitgebracht hatte, statt seine Wahl unter den Töchtern des Landes zu treffen. So war es verständlich, dass man ihm von vornherein mit Misstrauen begegnete und dass das Treiben des jungen Paares aus allen Häusern und Fenstern ständig beobachtet wurde. Damals bestand noch die geistliche Schulaufsicht. Eines Tages erschien eine Abordnung von Bauern auf dem Domhof Ratzeburg, um sich beim Probsten über den Lehrer zu beklagen: „Ja, Herr Probst, dat is nu so: sonn' gemeinen Minschen koenen wi as Lihrer nich bruken!“ – „Mir ist aber doch nur Gutes über ihn bekannt geworden: dass er ein tüchtiger Lehrer sei, gute Disziplin halte-, – „oewer hei geht jeden Dach mit sin Frau Arm in Arm dörcht Dörp un dörch de Heid..!“ „Darin sehe ich aber wirklich nichts Schlimmes.“ „Oh, Herr Probst, hei is'n ganz gemeinen, unlidigen un unsädlichen Minschen!“ „Wieso

denn? Das müsst Ihr mir schon näher erklären!“ „Oh nä, Herr Propst, dat moecht wi gor nich seggen!“ „Aber, wenn ich nicht die Ursache Eurer Verdächtigungen kenne, kann ich ja nichts gegen ihn unternehmen. Hat er sich vielleicht an den Kindern unsittlich....?“ „Ohnä, Herr Propst, vül leger!“ –nahm nun der Schulze das Wort, „wat min Diern is, de Fick Hacker, die hett seihn, dat hei in de Paus in sin Stuv roewer gahn is, un- as sei an dat Finster vöbigeiht, hett sei seihn, dat hei sin Fruh ümfaat’ un afküssst hett, un sonn’ Swienägel von Schaulmeister, nä, den’ koent wi nich bruken!“ Hier musste der Propst nun doch herzlich lachen. „Aber, liebe Leute, da ist doch weiter nichts dabei. Tut Ihr das nicht auch?“ „Nee, Herr Propst, nich bi helligen Dach, höchstens inne Nacht, wenn’t ganz düster is un keinen einn süht!“

Von 1923 bis 1963 war Otto Grobbecker Pastor in Schlagsdorf. Zwei kleine Begebenheiten aus dieser Zeit werden erzählt und sollen hier mit eingeflochten werden:

6. Der Handwerksbursche

Es muss wohl so Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als es noch erlaubt war, dass Handwerksburschen und Hausierer durch die Städte und Dörfer zogen und sich Lebensmittel und anderes zum Erhalt ihres Lebens zu beschaffen suchten: (später, unter Hitler, war es dann ja verboten). Da stand wieder einmal so ein Wanderbursche vor der Tür des Schlagsdorfer Pfarrhauses. Der war nicht das erste Mal dort, kam immer wieder gern einmal hier vorbei, hatte er doch immer etwas hier zu Essen bekommen; allerdings nicht, bevor er eine kleine Dienstleistung verrichtet hatte. Zum Beispiel war der große Wasserzuber in der Küche zu füllen. Das konnte recht einfach und ohne große Anstrengung geschehen.

Vor dem Pfarrhaus befand sich eine Pumpe. Man brauchte nur den Hebel daran umzulegen, dann floss das Wasser beim Pumpen nicht in einen Eimer oder auf den Hof, sondern durch eine unterirdische Leitung direkt in den Zuber in der Küche.

Der Handwerksbursche kam also ins Pfarrhaus und klopfte an die Tür. Diesmal aber hatte er Pech. Pastors waren nicht zu Hause; nur die Mutter Otto Grobbeckers, die gerade zu Besuch war, war im Hause. Die hatte den Burschen durch das Küchenfenster schon komm sehen; der Bursche sie wahrscheinlich auch. Pastermutter hatte aber aus irgendeinem Grund keine Lust gehabt, die Tür zu öffnen und den Mann einzulassen. Nur hatte sie nicht gewusst oder bedacht, dass der Bursche sich auskannte, Der ging schnurstracks an die Pumpe und pumpte los; und da Pastermutter wenig daran gelegen war, die Küche in ein Schwimmbad umwandeln zu lassen, öffnete sie schleunigst die Tür und ließ den Wanderburschen ein.

Die andere Begebenheit, nennen wir sie: „Wer arbeitet wann?“ betrifft Pastor Grobbecker selbst. Es ging darum, eine geeignete Person zu finden, die die Führung der Raiffeisenkasse übernehmen könnte. So wurde eine Gemeindeversammlung einberufen und um Vorschläge gebeten: Gastwirt H. steht auf und sagt: „Ich schlage den Pastor vor, der arbeitet nur Sonntags...“ Prompt kommt die Antwort des Pastors: "Und ich schlage den Kräuger (Gastwirt) vor, der arbeitet gar nicht." Das mag wohl eher der Wahrheit entsprochen haben, aber die Kasse blieb doch am Pastor hängen, der sie dann auch bis Kriegsende innehatte.

Aus eigenem Erleben

Unser Anfang in Schlagsdorf

Nach einer zweijährigen Vakanzzeit, in der vorwiegend Pastor Blanck aus Roggendorf die Gottesdienste, Amtshandlungen und die Konfirmanden-Arbeit übernommen hatte, wurden meine Frau und ich mit der Versorgung der kirchlichen Dienste beauftragt. Eine Wiederbesetzung der Pfarre war dringend nötig, denn der Kurator hatte mangels einer Straße entlang der Grenze - die heutige wurde erst später gebaut - gute 45 km zurückzulegen, um zu dem Bestimmungsort zu gelangen", zuerst mit einem Motorroller, später dann mit seinem "Trabi". Das war nicht immer einfach, vor allem im Winter und so geschah es dann schon mal, dass eine Trauer- Gemeinde in der Kirche ein bisschen auf den Pastor und die Organistin warten musste. Wenn dann die Küsterin in großer Aufregung dem Pastor entgegen geeilt kam, tröstete er sie mit den Worten: " Immer ruhig bleiben, Frau Sterley, de löppt uns nich mehr wech" (der läuft uns nicht mehr weg).

Das Pfarrhaus war zeitweise Quartier für Handwerker, die der Bürgermeister zwecks Arbeiten in der Gemeinde eingestellt hatte. Das war für die Mieter im Pfarrhaus, immerhin fünf Parteien, eine nicht gerade angenehme Sache. Das Problem löste sich, als die Küsterin eines Tages eine aufgebrochene Kellertür entdeckte und noch einiges mehr. Dem Pastor konnte sie berichten: "Die Kerls haben den ganzen Abendmahlswein ausgesoffen", was auch den Bürgermeister zur Einsicht brachte, dass diese Leute ihr Bleiberecht damit verwirkt hatten.

Dass meiner Frau und mir ein Zuzug nach Schlagsdorf, das ja in der 5-Kilometer-Sperrzone lag, gestattet wurde, war schon ein kleines Wunder, waren wir für die staatlichen Stellen nun nicht gerade das, was man fürs Sperrgebiet brauchte. In unserer vorigen Stelle in Crivitz waren wir Wahl-Verweigerer gewesen, was schon fast ein Staatsverbrechen war – als unser Sohn später eine Wahl boykotierte, wurde er tatsächlich als Staatsfeind und Friedensgegner bezeichnet- ich hatte mein Theologiestudium an der „Predigerschule Paulinum“ in Berlin absolviert, einer staatlich unabhängigen Einrichtung, die den Behörden von Anfang an ein Dorn im Auge war, gelegentlich als "Brutstätte der Reaktion“ bezeichnet wurde und immer wieder einmal eine Schließung zu befürchten hatte. Natürlich wusste man auch von meiner Exmatrikulation vom Pädagogischen Institut Güstrow, an dem ich fast 3 Jahre Mathematik und Physik studiert hatte, dann aber wegen meiner christlichen Weltanschauung" nicht für würdig befunden wurde, sozialistischer Lehrer zu werden.

Dass wir dennoch den Zuzug für das Sperrgebiet bekamen, hatte den Grund, dass schon zwei Bewerber wegen ihrer politischen Untauglichkeit abgelehnt worden waren. Oberkirchenrat Dr. Gasse hatte daraufhin die Frage gestellt: "Ja, wollen Sie denn nur einen ausgesprochenen ‚Friedenspastor‘ nach Schlagsdorf lassen?", was man verneinte; und so wollte man es mit uns dann mal "versuchen". Vom Sekretär für Kirchenfragen bekam ich noch ein paar Instruktionen, z.B., dass im Sperrgebiet Leute leben, die z. T. Schweres erlitten hatten, allerlei Sorgen und Nöte hätten und, obwohl man mir wohl auch Schlimmes zugefügt hatte und ich darüber sicher verärgert wäre, ich doch nicht auch in das Klagehorn tuten solle, sondern eher trösten und Mut machen möge. "Das ist meine Aufgabe", erwiderte ich und so zogen wir dann – meine Frau, unser ein jähriger Sohn und ich - am 20.8.1965 ins Schlagsdorfer Pfarrhaus ein.

Das Pfarrhaus war in den vergangenen zwei Jahren renoviert und z. T. umgebaut worden, z.B. hatte es eine Hauswasseranlage und Spültoiletten erhalten, eine Toilette für die Pfarrfamilie und eine für die vier Mieterparteien im Obergeschoss. Vorher gab es zwei Trockenklos, eins für die Pfarrfamilie und eins für die Mieter, seinerzeit sogar fünf Parteien. Familie Stobbe, die zwei Zimmer auf der Südseite des Pfarrhauses bewohnte und um in ihre Wohnung zu

gelangen durch die große Küche der Pfarrersfamilie oder durch den Gemeinderaum gehen musste, war glücklicherweise 1966 ausgezogen.

Meine Frau war vorher noch nie in Schlagsdorf gewesen, hatte ihre neue Wohn- und Wirkungsstätte also noch nicht gesehen (wie einst Abraham, der auch in ein Land zog, dass der Herr ihm zeigen würde). Ich selbst konnte das Haus und die Kirche schon einmal in Augenschein nehmen.

Es war nun auch nicht so, dass wir von der Kirchenleitung nach Schlagsdorf "abgeordnet" wurden. Wir hätten die Stelle durchaus auch ablehnen können, aber wir haben sie angenommen und haben es nie bereut. Sonst wären wir dort sicher nicht 35 Jahre geblieben. Wir haben uns von Anfang an und zu aller Zeit dort wohl gefühlt. Das Vertrauensverhältnis zwischen uns und den Gemeindegliedern war sehr gut; und wir konnten - wenn auch nicht ohne massive Behinderungen, wovon noch zu reden sein wird, unsere Arbeit machen. Einer meiner ehemaligen Dozenten schrieb mir, als er von unserem Einzug ins Sperrgebiet erfuhr, er habe in seinem Leben immer wieder die Erfahrung gemacht, dass sich "unser Herr nichts schenken lässt". Diese Erfahrung durften auch wir machen.

Mir war natürlich klar, dass wir in Schlagsdorf unter besonderer Beobachtung standen, allerdings ahnte ich nicht, dass so viele Spitzel (im Laufe der Jahre waren es 18 oder mehr gewesen) auf uns angesetzt waren; auch Gemeindeglieder, Leute, denen wir es nie zugetraut hätten. Beim Durchlesen der Stasi-Akte nach der Wende kam man sich dann doch schon so ein bisschen vor, wie der Reiter über den Bodensee in dem schönen Gedicht von Gustav Schwab...Die Gefahr, in der man sich befand, war doch größer als man gedacht hatte. Davon später mehr.

Das wandernde Buch

Eine erste, etwas unangenehme Berührung mit dem "Staat" gab es schon nach wenigen Tagen. Da besuchte mich der Bürgermeister um mich kennen zu lernen. Nun hatte ich gerade auf dem alten Schreibtisch im Amtszimmer einen Zettel gefunden, auf dem der Bürgermeister bestätigt hatte, ein Buch aus dem Pfarr-Archiv ausgeliehen zu haben. Es handelte sich um das äußerst wichtige und bedeutsame Standardwerk "Kirchen- und Geschichtsdenkmäler für das Fürstentum Ratzeburg" von Krüger-Heye. Das Buch hätte er sich ausgeliehen, bestätigte der Bürgermeister, hätte es aber weiter verliehen, könne sich nun aber nicht mehr erinnern, an wen. Da es sich um ein sehr wertvolles und wichtiges Buch handelte, blieb ich an der Sache dran, erinnerte den Bürgermeister bei jeder Gelegenheit an, die Beschaffung des Buches, leider ohne Erfolg, bis ich nach etlichen Jahren ein Exemplar archivarisches in Wismar ergattern konnte. Wie groß aber war meine Überraschung, als ich nach Einsicht in meine Stasi-Akte erfuhr, dass eine Absicht dahinter steckte. Nebenbei bemerkt bleibt weiterhin die Frage, wo das Buch nun wirklich abgeblieben ist. Laut Bericht sollte es mir doch zurückgegeben werden, kam aber nie bei mir an. Um einen kleinen Eindruck über die Methoden der Stasi zu vermitteln, sei hier folgender Bericht wieder gegeben: (BstU00160/BVSWU KDGD ZMA 3538)

Plan der Kontaktaufnahme

Zu Krause, Wilfried, Pastor in Schlagsdorf auf der KD (Kreisdienststelle?) befindet sich ein Buch "Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg- Strelitz. Das Land Ratzeburg".

Dies Buch wurde nach der Umsiedlung des ehemaligen Pastors von Schlagsdorf Grobbecke durch den Genossen "Gerhard Winter" für die KD besorgt. Es ist auf der ersten Seite als Eigentum der Kirche Schlagsdorf ausgewiesen und trägt den Kirchenstempel.

Unter dem Vorwand, Krause dieses Buch wieder zurückzugeben, wird er im Pfarrhaus aufgesucht. Ihm wird erklärt, dass dieses bei einer Hausdurchsuchung (?) gefunden wurde (bei unserer Dienstdurchführung). Da wir am Stempel erkannt haben, dass es sich um ein Buch handelt, das Eigentum der Kirche Schlagsdorf ist, möchten wir ihm dieses zurück geben. Im weiteren Verlauf teilen wir ihm mit, dass wir vom MFS (Ministerium für Staatssicherheit) für das Gebiet Schlagsdorf verantwortlich sind und wir uns bei dieser Gelegenheit nach seinem persönlichem Wohl und nach vorhandenen Schwierigkeiten erkundigen möchten. Da K. Schwierigkeiten hat, einen Passierschein für das 500m-Gebiet zu erhalten, wird er diesen Posten oder andere persönliche Schwierigkeiten bestimmt ansprechen. Wir werden zusichern, ihm bei der Überwindung dieser Schwierigkeiten behilflich zu sein. Dabei bringen wir unsere Loyalität gegenüber der Kirche zum Ausdruck. Die Zusicherung unserer Hilfe verbinden wir mit der Bitte, über unsere Gespräche keine weiteren Personen zu informieren, da unsere Vorgesetzten keine Kontakte zur Kirche wünschen und wir bei Bekannt werden evtl. Schwierigkeiten bekommen könnten. Ltn.

Zwei Enttäuschungen

Die erste "richtige" Konfrontation mit den staatlichen Behörden gab es im nächsten Jahr. Nach längerer Zeit sollte in Schlagsdorf mal wieder eine „Goldene Konfirmation“ stattfinden. Ich hatte dem emeritierten Propst Petersen, den ich von meiner Crivitzer Zeit her gut kannte und schätzte, gebeten, die Festpredigt zu halten, wozu er auch gern bereit war. Leider bekam er keinen Passierschein fürs Sperrgebiet. Begründung: Ein Pastor in Schlagsdorf genügt (Solche Erfahrungen sollte ich später noch oft machen, wenn es z.B. darum ging, einen Mitarbeiter des Jungmännerwerkes Magdeburg mit dem "Albert-Schweitzer Film“ oder einen Posaunenchor oder die Pastoren der Propstei zu einem Mitarbeiterkonvent nach Schlagsdorf zu bekommen.

Bald darauf erlebte ich eine zweite große Enttäuschung: In Schlagesdorf sollte ein Gemeindeabend mit Lichtbildern und Tonband stattfinden. Die LPG hatte ihren Kulturraum zur Verfügung gestellt, der LPG-Vorsitzende sogar ein Tonbandgerät. Einladungen waren in die Häuser gebracht worden und die vorgeschriebene Anmeldung beim VPKA (Volkspolizei Kreisamt) rechtzeitig erfolgt. Zwei Tage vor dem Abend erhielt ich vom ABV (Abschnittsbevollmächtigter) die Mitteilung, dass die Veranstaltung nicht stattfinden könne, sie wäre vom VPKA nicht genehmigt worden. Ich fragte dort nach und erhielt als Antwort, die LPG stellt den Raum nicht zur Verfügung. Nachfrage beim LPG-Vorsitzenden: Ja, man hätte es sich anders überlegt. Ganz klar: Von "oben" hatte es Druck gegeben.

Dampf ablassen

Kurze Zeit darauf fand eine Versammlung der Ortsgruppe der "Nationalen Front" in Schlagsdorf statt, zu der ich auch eingeladen wurde: „Ei“ dachte ich, das trifft sich gut, da kannst du gleich einmal richtig Dampf ablassen. Pastor K. aus Schwerin war gekommen, der "rote Pastor", wie er genannt wurde und hielt einen Vortrag, in dem er unter anderem erzählte, wie er zur "Arbeiterbewegung" gekommen ist und dgl. Dann wurde zur Diskussion aufgerufen. Ich meldete mich so gleich zu Wort und begann mit den Worten: "Bruder K., ich muss mich doch sehr wundem, dass Sie heute hier sind, dass Sie einen Passierschein für das Sperrgebiet bekommen haben. Als ich den alten Probst Petersen aus Crivitz zu einem Festgottesdienst anlässlich der ‚Goldenen Konfirmation‘ eingeladen hatte, wurde ihm die Aushändigung eines Passierscheines verweigert mit der Begründung: Ein Pastor in Schlagsdorf genügt.“ Über diese „unverschämte“ Bemerkung waren weder Pastor K. noch die Herren von der Obrigkeit - na, sagen wir - nicht gerade erfreut, aber ich hatte ja noch eine zweite

Sache auf Lager, die Sache mit dem Gemeindeabend in Schlagresdorf. Peinlich, peinlich, für die Herren der Gemeinde und der Kreisleitung; darauf war man nicht vorbereitet. Aber der Bürgermeister versprach, der Sache nachzugehen. Das tat er auch, mit dem Ergebnis, dass mir gesagt wurde, Kultur- und andere öffentliche Räume würden der Kirche nicht zur Verfügung stehen, man möge auf Privaträume ausweichen, was ich dann auch tat.

Zeitweise wurden in acht Dörfern der Kirchgemeinde Gemeinde- und Bibelabende abgehalten, und zwar in den unterschiedlichsten Lokalitäten: Wohnzimmern, Hausfluren, in Klein Molzahn war es die Gastwirtschaft - aber auch sie war als öffentlicher Raum bald nicht mehr genehmigt - und in Schlagbrügge die Tischlerwerkstatt. In Groß Molzahn konnten wir uns sogar eine kleine Wohnung mieten und zu einem „Kirchenraum“ umbauen, in dem dann auch Christenlehre, Konfirmandenunterricht und Stunden der Jungen Gemeinde stattfanden. Allerdings war das auch nicht ganz unproblematisch, denn der Raum musste sauber gehalten und vor allem beheizt werden, was bei dem schadhafte, kleinen Kohleofen oft nur sehr schlecht möglich war. Probleme mit der Kinder- und Jugendarbeit gab es aber noch ganz anderer Art.

Die Faschingsfeier

Einen recht gravierenden Zusammenstoß mit den staatlichen Behörden gab es im Jahre 1967. Aus den Konfirmandengruppen war eine kleine "Junge Gemeinde" entstanden, die von Zeit zu Zeit einmal zusammen kam. Unter anderem hatten wir im Februar eine Faschingsfeier geplant und durchgeführt. Schnell hatte sich herumgesprochen, dass es eine "tolle" Feier war. Als ich dann ein paar Tage später auf dem VPKA eine Gemeindeveranstaltung anmeldete, wurde ich wegen dieses

Festes gleich zur Rede gestellt: "Wie uns bekannt wurde, haben sie am Freitagabend (beim VPKA war ich am Montag) eine öffentliche Faschingsfeier veranstaltet mit Musik und Tanz, die nicht angemeldet worden ist". Mein Einwand: "Das war keine öffentliche Veranstaltung, sondern ein Abend der Jungen Gemeinde." Es hätten aber doch wohl auch Jugendliche dazu kommen können, die nicht zu Ihrer Jugend gehören, hätten Sie die fortgeschickt?" "Natürlich nicht", erwiderte ich. „Na bitte - doch eine öffentliche Veranstaltung". "Na gut", sagte ich, "dann werde ich solche öffentlichen Veranstaltungen', auch wenn sie in kirchlichen Räumen stattfinden, in Zukunft anmelden" (kirchliche Veranstaltungen in kirchlichen Räumen waren sonst nicht anmeldepflichtig). "Die Mühe können Sie sich sparen", sagte der Polizeibeamte „eine Faschingsfeier würde sowieso nicht genehmigt". " Wieso genehmigt?", fragte ich. "Ich denke, die Veranstaltung ist anmeldepflichtig oder ist sie auch genehmigungspflichtig?" "Sie ist anmeldepflichtig", sagte der Beamte: "Dann brauche ich sie doch nicht genehmigen zu lassen", sagte ich. "Dann melde ich die Feier vorschriftsmäßig 14 Tage vorher an und dann ist die Sache doch in Ordnung." "Ich werde Sie Ihnen aber nicht genehmigen." Das Gespräch ging noch eine Weile hin und her. Ich verstand die Logik nicht - oder war es marxistische Philosophie oder Dialektik - in den Vorlesungen während meines Pädagogikstudiums hatte ich davon ja einiges, aber doch wohl nicht genug mitbekommen. Auch mein Hinweis auf die Erklärung der Menschenrechte in der Charta der Vereinten Nationen, die auch von der Führung der DDR unterschrieben worden war; half nichts. Das Ende vom Lied war, dass ich einen Strafbescheid über 40 Mark ausgehändigt bekam, mit dem Hinweis, beim nächsten Mal würde es teurer werden.

Gebühren für Ziehharmonikamusik

Etwas teurer wurde es noch, als 14 Tage später ein Herr von der AWA (Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte) bei mir erschien. Er hätte Kenntnis bekommen, dass wir eine Tanzveranstaltung gehabt hätten, ohne dass dafür die vorgeschriebenen Gebühren für die

AWA gezahlt worden sind. Ich versuchte den Mann aufzuklären, aber er ließ sich auf keine Diskussionen ein. Wollte nur wissen, welche Art von Musik gemacht worden sei und welche Lieder gespielt wurden. "Musik", sagte ich " habe ich auf einer alten Ziehharmonika gemacht, wenn man das überhaupt so nennen kann; ja, und was habe ich gespielt? ‚Lustig ist das Zigeunerleben‘ und ‚Es war einmal ein treuer Husar‘, Volkslieder und Schnacken und Schnurren, eben was man auf solcher ‚Quetschkommode‘ so spielen kann“. „Das Instrument spielt keine Rolle“, sagte der Mann „und wenn es eine Mundharmonika gewesen wäre; aber nennen Sie die Lieder!“ Ich suchte krampfhaft mich zu erinnern: „ ‚In einem Polenstädtchen‘ und ‚Das Rennsteiglied‘ “. Freudig sprang der Mann auf: "Aha - da haben wir etwas Gebührenpflichtiges". Und dann klärte er mich auf: "Alles, was vor 1900 entstanden ist, ist abgabefrei, aber was nach 1900 entstanden ist, ist abgabepflichtig. Die Verfasser bzw. ihre Erben bekommen nämlich ihren Anteil. Er kündigte mir einen Gebührenbescheid über 8 Mark an, zzgl. 8 Mark Strafgebühr, weil ich die Sache nicht gemeldet hatte und kam dann noch auf eine Sache zu sprechen, die noch weit unangenehmer werden könnte. Wie er erfahren hat, hätte ich auch Musik von einem Tonbandgerät abspielen lassen, sicherlich keine lizenzierten Tonbänder (in der Tat – das hatte ein Jugendlicher getan), aber das wäre nicht sein Ressort, dafür wäre eine Berliner Institution zuständig, die sich sicher auch bald melden würde. Dann wies auch er mich darauf hin, dass die Sache im Wiederholungsfalle noch ein bisschen teuer werden würde und wollte sich verabschieden. Es gelang mir dann aber doch noch, den Mann in eine kleine Diskussion zu verwickeln. "Wenn die Sache so steht", sagte ich, "dann werde ich künftig die Jugendlichen in unser Wohnzimmer bitten und dort mit ihnen Fasching feiern. In Privaträumen kann ich doch wohl machen, was ich will“. "Das lassen Sie mal bleiben", sagte der Mann, "das ist dann ja nichts anderes als eine - so wörtlich - verkappte Jugendveranstaltung ". "Einen Moment“, erwiderte ich, "darf ich dann auch nicht Frau Meier und Herrn Müller und andere befreundete Personen einladen und mit ihnen Fasching feiern?" "Natürlich können und dürfen Sie das!“ „Und junge Leute nicht? Und wo liegt die Altersgrenze?" Ja - da war sie wieder, diese merkwürdige Logik oder Dialektik oder wie immer man es nennen will. Na gut, oder auch nicht gut; jedenfalls kam ein paar Tage später tatsächlich ein Gebührenbescheid über 30 Mark mit der Post ins Haus geflattert; aus Berlin hat sich wegen der Tonbandmusik glücklicherweise niemand gemeldet. Faschingsfeiern mit Jugendlichen fanden dann später tatsächlich in unserem Wohnzimmer statt; wenn auch in sehr viel kleinerem Rahmen als die Feier im Februar 1967.

Schwerter zu Pflugscharen

Ein uraltes Thema. Die Bereitschaft darüber nachzudenken, sollte schon jedem friedliebenden Menschen Freudentränen in die Augen treten lassen - sollte man meinen. Bei den Friedliebenden DDR-Politikern war das vielleicht auch der Fall, jedenfalls, wenn das Thema von Menschen der westlichen Welt auf die Tagesordnung gesetzt wurde; nicht so, wenn DDR-Bürger darauf zu sprechen kamen. Dann trat unseren "Friedenskämpfern" eher die Zornesröte ins Gesicht. Das war der Fall, als sich in der DDR in den 80er Jahren eine regelrechte Friedensbewegung etablierte mit dem Slogan "Schwerter zu Pflugscharen - Frieden schaffen ohne Waffen". Mir gefiel die Sache und ich wollte meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten. Ich malte ein Plakat für den kirchlichen Schaukasten: Jenen bekannten Soldaten, der sein Schwert mit wuchtigen Hammerschlägen zu einer Pflugschar umschmiedet. Darüber die Schrift: Schwerter zu Pflugscharen, Traum oder Ziel, für das es sich zu leben lohnt. Dazu die Bibelstelle, aus der dieses Wort stammt: Micha 4,3 bzw. Jes. 2,4. Es vergingen kaum drei Tage, da bekam ich eine "Einladung" ins Gemeindebüro zu kommen. Dort empfingen mich der Bürgermeister, sein Stellvertreter und ein Mann von der "Nationalen Front" aus Gadebusch. Nach einer kurzen Belehrung wurde ich aufgefordert, das Plakat aus dem Schaukasten zu nehmen. "Warum?", fragte ich, "Ich sehe keine Veranlassung,

es ist doch eine gute Sache, Abrüstung zu fordern und die Leute zum Nachdenken über den Rüstungswahn anzuregen. Außerdem stammt die Zeichnung nicht von mir. Es ist das Abbild eines Denkmals, das vor der Lomonossow-Universität in Leningrad steht und in zweiter Ausführung vor dem Hauptgebäude der UNO in New York. Und wenn die Denkmale dort stehen dürfen, wird wohl auch so ein kleines Plakat in unserem Schaukasten hängen dürfen". Damit verließ ich den Raum.

Eine Woche später bekam ich erneut eine „Einladung“. Diesmal erwartete mich im Gemeindebüro außer dem Bürgermeister der Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises - für Inneres (so die offizielle Bezeichnung). Ich hatte meine Bibel mitgebracht und zitierte bei der sich ergebenden ausführlichen Diskussion jene Bibelstelle und wiederholte den Hinweis auf die Denkmäler in Leningrad und New York, freilich ohne auch nur im Geringsten auf Verständnis oder Akzeptanz zu stoßen. Als ich schließlich merkte, dass den Herren so unendlich viel an der Entfernung des Plakates aus dem Schaukasten gelegen war, gab ich nach und sagte: "Na gut, ich wollte in Kürze sowieso ein neues Plakat in den Schaukasten hängen; in wenigen Tagen ist Ostern, und dafür liegt schon ein neues Plakat bereit". Die Herren atmeten erleichtert auf. Ich hätte natürlich stur bleiben können, aber ich hatte längst gelernt, Kompromisse zu machen. Man war ja auf diese Leute doch immer angewiesen, z.B. bei der Durchführung von Straßensammlungen, bei denen es ja nicht erlaubt war, mit der Büchse in die Häuser zu gehen, was ich durchweg tat, oder bei der Genehmigung von Kapazitäten für Baumaßnahmen an kirchlichen Gebäuden, der Genehmigung von Einfuhren aus dem "westlichen Ausland" und und und. Die Brüder saßen ja immer am längeren Hebel, und es war ratsam, sie nicht unnötig zu verärgern. Aus Berichten der Stasi-Akte konnte ich später ersehen, dass das Thema "Schwerter zu Pflugscharen" im Schaukasten eine größere Rolle gespielt hat als mir bewusst war. Hier der Beleg (Akte BStU 000103 BV SwN KDGD MA3538: 10.4.1982

Bericht

Seit ca. dem 1. April hat Pastor Krause in seinem Veröffentlichkasten auf dem Grundstück von E.S. in Schlagsdorf eine pazifistische Losung veröffentlicht.

Folgendes war zu lesen:

Schwerter zu Pflugscharen- Ziel oder Traum, für das sich das Leben lohnt?

Diese Veröffentlichung erfuhr ich auf der Schulung in Vietlütbe am 1.4.1982 durch den Gen. P. Am Montag, den 5.4.1982, führte die Gen. K., stellvertr. Bürgermeisterin, der Gen. B, Abt. Inneres und ich eine Aussprache mit Krause mit dem Ziel, diese Losung schnellstens zu entfernen. Krause hat die Entfernung verweigert und wollte sie erst am Ostersonnabend erneuern.

Von mir wurde ihm deutlich gemacht, wie gefährlich gegenwärtig der Imperialismus ist. Unsere Volkskammer hat beschlossen, mit Waffen den Frieden zu erhalten, solange der Imperialismus besteht. Habe ihm die Frage gestellt, ob er das heutige Schlagsdorf wo viele Christen mitgewirkt haben, morgen in Schutt und Asche gelegt wird; wünscht. Seine Antwort: Das Denkmal "Schwerter zu Pflugscharen" steht in Moskau und wurde der UNO übergeben. Dieser Bewegung der Jugendlichen habe ich mich angeschlossen, ich will den Hass abbauen und falle meine Jugendliche nicht in den Rücken und entferne es nicht, oder Sie sagen mir, wo es gesetzlich verboten steht.

Erst in der zweiten Aussprache am 7.4.1982 im Beisein des Gen. P., des Gen. L., der sich nicht geäußert hat, erklärte er sich bereit, die Veröffentlichung zu entfernen. In der letzten Aussprache hat er in diesem Zusammenhang einiges aus der Bibel vorgelesen und wollte immer wieder seine Unschuld beweisen.

Soweit der "Bericht" des "Gerhard Winter".

Das Symbol "Schwerter zu Pflugscharen" gab es auch als Aufnäher für Jacken und Mäntel. Es wurde von einer Firma, wenn ich mich recht erinnere, im Süden der DDR gefertigt und unter der Hand verteilt. Wie es hieß, hatte die Firma dazu zwar keine Druckgenehmigung; die wäre auch nicht von Nöten, da es sich nicht um Druckerzeugnisse sondern um eine Stoffveredlung handelt, die erlaubt war. Auch ich hatte einige Exemplare erstehen können und sie an interessierte Jugendliche weitergegeben. Auch das wusste man natürlich; und in der o. g. Versammlung wurde ich sogleich auch danach befragt. In dem Bericht des „G. Winter“ heißt es:

"... Er hat uns auch einen Aufkleber gezeigt. Krause erzählte uns, dass ein Mädchen so einen Aufkleber von ihm gefordert hat und er ihn aushändigt, Name wollte er uns nicht sagen. Der Direktor Gen. W hat bisher keine Aufkleber durch vielfältige Kontrollen bei Schülern feststellen können. Krause wurde deutlich gemacht, dass diese Aufkleber nicht in den Einrichtungen der Volksbildung verteilt werden dürfen. Er stellte die Frage, ob Jugendliche, die nicht mehr zur Schule gehen, diese Aufkleber tragen dürfen; er hätte gehört, dass einige im Süden der DDR mit der Kriminalpolizei zu tun gehabt hätten. In der Beantwortung dieser und anderer Fragen wurde ihm immer wieder deutlich gemacht, welche Friedensinitiative von der DDR und der sozialistischen Staatengemeinschaft ausgeht. In beiden Aussprachen sagte Krause, „ Wir können nicht einer Meinung sein und das wird auch nicht gelingen ".

Ein anderer Stasi-Spitzel berichtet zu dem Thema:

"Seit Ostern 1982 wurde der Kirchenschaukasten der Kirchgemeinde Schlagsdorf in Schlagsdorf nicht wieder umgestaltet. In den Aktivitäten des Pastor Krause konnte ich nichts Außergewöhnliches feststellen. An der Schule Schlagsdorf sind bisher keine pazifistischen Symbole und Abzeichen unter den Schülern festgestellt worden. Der Sohn des Pastors, der im Besitz eines Aufnehmers ist, hat diesen bisher nicht zur Schule mitgebracht. /.../ Gegenwärtig besucht kurzzeitig die Schülerin E.C. die POS (Polytechnische Oberschule) in Schlagsdorf. Sie wohnt zeitweise bei der Farn. N. in W. Diese Schülerin nimmt ebenfalls an religiösen Handlungen der Kirche Schlagsdorf teil. Sie soll auch im Besitz eines Aufnehmers "Schwerter zu Pflugscharen" sein. Ich nehme an, dass Andreas Krause (mein jüngerer Sohn) diese Schülerin soweit beeinflusst hat, dass sie an religiösen Handlungen teilnimmt".

Probleme in der Kinder- und Jugendarbeit

Wenig oder gar nicht kompromissbereit war ich, wenn es um die ureigenste Sache der Kirche ging, z.B. den Christenlehre- und Konfirmandenunterricht. Auch da gab es zeitweise Schwierigkeiten. Einige Lehrer oder Hortnerinnen meinten wohl, sich ein besonderes "Bienchen" verdienen zu können, wenn sie Kinder vom kirchlichen Unterricht abhielten. So kam es vor, dass man Kinder nicht aus dem Hort zur Christenlehre gehen ließ, obwohl die Eltern es ausdrücklich wünschten oder sie ließen sie nicht mit dem Schulbus nach Hause fahren, wenn sie von der Christenlehre oder aus dem Konfirmandenunterricht kamen. Ich wurde dann bei dem betreffenden Lehrer oder auch beim Schuldirektor vorstellig, jedoch ohne Erfolg. Dann beschwerte ich mich beim Rat des Kreises. Dort fand ich tatsächlich Gehör. Man wollte, so versicherte man uns auf den Zusammenkünften der Pastoren mit Vertretern des Rates des Kreises, zu denen immer wieder einmal eingeladen wurde, keinen Ärger und keine Konfrontationen mit der Kirche.

Lehrertagsfeier im Pfarrgarten

Eine recht lustige Konfrontation zwischen Kirche und Schule gab es einmal anlässlich eines Lehrertages, d.h. lustig war die Sache für mich, für die betreffenden Lehrer sicher nicht so sehr, jedenfalls nicht im Nachhinein. Was war geschehen? Ich war beim Rasenmähen auf dem Hof, als eine kleine Gruppe von Lehrerinnen und Lehrern, genauer gesagt vier, vorbei kam.

Sie hatten den Lehrertag gefeiert und noch eine Flasche Sekt oder Wein übrig behalten. Schon ein wenig angeheitert, winkten sie mir zu und hielten die Flasche hoch. "Wollen wir die leer machen?" fragte ich, "ich hab' auch noch eine da". Die Vier ließen sich nicht lange nötigen; kamen eiligst auf den Hof und weiter ging's in den Pfarrgarten hinter dem Haus. Dort stand eine alte, rot blühende Kastanie mit einem „Baumhaus“, das ich für unsere Kinder gebaut hatte. Wir erklimmen mittels einer Leiter die schwindelnde Höhe und machten es uns da oben gemütlich. Es wurde sehr lustig. Nur hatten wir nicht bedacht, was wir sonst eigentlich immer beachtetten: "Feind hört mit". Wer dieser spezielle Feind hier war, weiß ich bis heute nicht, Vermutungen bringen nichts. Am nächsten morgen mussten die kleinen Zecher - genauer gesagt zwei von ihnen - beim Direktor antanzen und sich eine Moralpredigt oder etwas Ähnliches anhören mit dem Hinweis, im Wiederholungsfalle würde die Sache weitergemeldet werden müssen. Nein, eine solche "Verbrüderung" war nicht im Sinne des sozialistischen, atheistischen Staates.

Trabi-Geschichten

Eine der größten Errungenschaften der DDR-Wirtschaft war sicherlich die Erfindung des Trabant - Mobiles, von DDR- Bürgern kurz und liebevoll "Trabi" genannt, von „westlichen Ausländern“ vielfach belächelt, bestaunt, bewundert, verunglimpft und wegen der stinkenden Auspuffgase, die der Zweitakt-Motor ausstieß, auch verwünscht und verflucht. Für uns aber ein schier unentbehrliches Utensil, wie wir noch sehen werden.

Als ich mit so einem Fahrzeug kurz nach der Wende in Hamburg auftauchte und auf einem Aldi-Parkplatz stand, hatte sich im Nu eine Menschentraube gebildet, die das Vehikel umringte und bestaunte, als wäre da ein Mars-Auto gelandet. Sicherlich, man wünschte sich schon mal kleinere Verbesserungen am Fahrzeug: ein wenig mehr Geräuschdämpfung im Inneren, damit man sich bei Gesprächen nicht anbrüllen musste, als sei man wütend aufeinander und natürlich wünschte man sich auch ein paar mehr PS., denn der Trabi hatte ja nur 17 kW (26 PS), mein letzter dazu noch einen Sparvergaser. Wenn ich von einer Nebenstrasse auf eine etwas stärker befahrene Hauptstrasse wollte, hatte ich jedes Mal Todesängste auszustehen und auf die Autobahn habe ich mich nur im äußersten Notfall begeben; dort hat uns einmal sogar ein Pferd überholt - im Anhänger eines Mercedes, versteht sich. Dafür konnte man Pannen bei etwas Geschicklichkeit und Glück meistens selbst beheben. Anschieben war überhaupt kein Problem; und wenn gar nichts mehr half, - ein paar kräftige Männer packten zu und trugen das Fahrzeug fix an den Straßenrand. Nur die Ersatzteilbeschaffung war etwas schwierig.

Ich benötigte einmal zwei neue Radlager, Kosten pro Stück vielleicht 2,50 MDN. Auto-Mechaniker Benner in Rehna, bei dem ich seit Jahren Kunde war, sagte: "Ich würde Ihnen gern welche einbauen, aber ich habe keine! Besorgen Sie zwei, wenn möglich auch gleich ein paar mehr." "Woher soll ich die besorgen?" "Na z.B. in Ihrer LPG-Werkstatt. Die Dinger stecken in vielen landwirtschaftlichen Maschinen". Ich hin zur LPG- Werkstatt. Dort arbeitete ein Bekannter im Lager. Dem trug ich mein Anliegen vor. "Nichts zu machen," sagte der; „wir haben selbst keine, und in anderen Werkstätten werden Sie ganz sicher auch keine kriegen." Ich wieder hin zu Herrn Benner und klagte ihm mein Leid. "Na, lassen Sie den Wagen mal hier, sagte er, "mal sehn, was sich machen lässt." Per Anhalter fuhr ich zurück nach Schlagsdorf und ein paar Tage später mit dem Bus wieder nach Rehna. Der Wagen war fertig. Irgendwie oder irgendwo hatte Herr Benner zwei Radlager aufgetrieben. Böse Zungen behaupteten, er hätte sie bestimmt aus einem anderen Fahrzeug ausgebaut, wie er es gelegentlich wohl täte; aber das halte ich doch für ein Gerücht, aber weiß man's? Not macht eben erfinderisch.

Zylinder wurden ausgeschliffen, wenn der Wagen nicht richtig zog, ein neuer Kolben, eine Nummer größer eingebaut, und weiter ging's. Besonders schwierig war die Beschaffung von Ersatzteilen der Karosserie. Einmal hatte ich einen Unfall, Gott sei Dank ohne Personenschaden Aber einige Teile der Karosse waren zerbrochen - im wahrsten Sinne des

Wortes- die Karosserie bestand ja zum größten Teil aus einer Art Pappe, was natürlich in mancher Hinsicht von Vorteil war: recht leicht und garantiert rostfrei. - Da hat der Wagen, ungelogen, ein ganzes Jahr in einer Werkstatt in Teterow gestanden, weil einfach keine Tür zu bekommen war. Während der Zeit habe ich mich mit einem alten Moped „vergnügt“, das mir ein Verwandter zur Verfügung gestellt hatte - war nicht gerade das Beste: alle paar km blieb es stehen, weil sich zwischen den Kontakten der Zündkerze ein Blei-Pfropf gebildet hatte, den ich dann aber leicht mit einem Taschenmesser entfernen konnte, aber immerhin war das alles noch besser als mein altes Mifa-Fahrrad von 1953, bei dem der Lenker verbogen und die Zahnräder ausgeleiert waren. So kam ich doch meistens ganz gut in die elf Außendörfer der Kirchgemeinde, - zu Anfang waren es noch so viel, später wurden dann ja zwei davon dem Erdboden gleichgemacht, weil sie zu dicht an der Grenze lagen. Aber ich wollte ja vom "Trabi" erzählen:

Ich war überglücklich, als ich nach jenem Jahr der Pause endlich dieses Gefährt wieder hatte. Darin saß ich doch wenigstens im Trocknen - na ja: so ganz war das nicht der Fall. Der Unterboden hatte bei dem Unfall auch etwas abbekommen, war dadurch etwas undicht geworden. So konnte es schon sein, dass man beim Durchfahren von Pfützen gleich ein kleines Fußbad nahm. In der kalten Jahreszeit war das nicht so angenehm, - aber ansonsten war ich mehr als zufrieden, zumal ich die Kura über die Kirchgemeinde Carlow übertragen bekommen hatte, - das wäre ohne dieses Gefährt sicherlich recht schwierig geworden. Zufrieden - ach was heißt zufrieden - glücklich, überglücklich war ich ja schon gewesen, als ich wenige Wochen nach meinem Dienstbeginn in Schlagsdorf vom Oberkirchenrat die Nachricht erhalten hatte: Wir haben für Sie über "GENEX" einen Pkw "Trabant" bestellt. Das funktionierte so: Die westdeutsche Kirche (ggf. auch eine Privatperson) bestellte den Wagen und zahlte dafür einen bestimmten Betrag – natürlich in Westmark,- der Staat brauchte ja dringend Devisen – und ein paar Monate später schon bekam man die Nachricht: „Für Sie wurde ein Pkw - Marke ‚Trabant‘ beschafft.“ Wenn man die richtigen Beziehungen oder reiche Verwandte hatte, konnte es auch ein Wartburg oder Skoda sein. So etwa las es sich weiter: Sie können den Wagen dann und dann in Artern oder Berlin oder Neubrandenburg, - je nachdem, wohin ein Autotransport gerade gegangen war, abholen. War das aufregend! Musste man doch sonst zwölf oder vierzehn Jahre nach einer regulären Bestellung warten. Ebenso lange warten musste man auch auf einen kleinen Anhänger. Darum bestellten viele ihn gleich mit. Wenn man den dann vielleicht auch gar nicht brauchte, als Tausch-Objekt war er allenfalls sehr nützlich.

Dass der "Trabi" nachher die Typenbezeichnung "601" hatte, hatte aber doch wohl nichts damit zu tun, dass 600 Personen auf ihn warteten und nur einer ihn bekam!

Das war einer von den zahlreichen Trabiwitzen, die es gab - heute noch im Internet vorhanden und sehr empfehlenswert. Einen hier gleich noch zur Probe:

Ein Scheich hatte viel von den schönen "Trabi-Mobilen" der DDR gehört und wollte gern ein solches sein eigen nennen. Für gutes Geld bekam er gleich so ein schönes Wägelchen mit. Überglücklich verkündete er in seiner Heimat: Ich bekomme einen "Trabant" aus der DDR, und ein Modell, das sogar fährt, habe ich gleich mitbekommen. Aber nein, nein, Schande über mich! Man sollte keine Witze über den Trabi machen, war er doch für mich wie für unzählige DDR- Bürger nicht nur ein unersetzliches Fortbewegungsmittel. Oder doch nur gar eine "Gehhilfe?" Diesen Ausdruck können nur neidische "Wessis" erfunden haben. Unser Trabi war auch ein unentbehrliches Transportmittel für alle möglichen Güter aus Garten, Feld oder dem Konsum-Laden. Kartoffeln, Obst und Gemüse wurden damit genauso einfach transportiert wie Gänse, Hühner und Kaninchen; Schafe und Schweine fanden im Anhänger Platz. Ohne Scherz - für mich war der Trabi unentbehrlich geworden. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich das eine Jahr, da das Auto in der Werkstatt auf eine neue Tür wartete, überstanden habe. Mit dem vorhin erwähnten Moped kam ich zwar überall hin - meistens - , aber als Transportmittel für weitere Personen oder Sachen war es ja nun nicht geeignet. Nun ja, die Leute kamen dann wohl selbst irgendwie zum Gottesdienst nach Wendorf oder zu den Gemeindeabenden in den Dörfern, ebenso die Konfirmanden zu den "Pasterstunden" ins Pfarrhaus. Später hatten manche es dann bequemer. Vor allem aber war der Trabi von Nöten, wenn Konfirmanden und Jugendliche zu Rüstzeiten nach Retgendorf, Kirch Mummendorf oder sonst wohin gebracht werden mussten. Mich wundert heute noch, wie das Wägelchen die

Transporte alle überstanden hat, wurde es doch manchmal vollgestopft bis zum Geht-Nicht-Mehr. Genauso unerklärlich ist es, dass wir immer ohne Schwierigkeiten die Schlagbäume passieren konnten. Vielleicht lag es daran, dass ich den Mädchen und Jungen eingeschärft hatte: immer schön lächeln, was sie dann auch taten; vielleicht wussten die Beamten oder Grenzer auch nicht so genau, für wie viele Personen der Trabi zugelassen war (ehrlich gesagt: ich wusste es auch nicht). Jedenfalls war ich immer heilfroh, wenn wir ohne Achs- und Federbruch am Zielort ankamen.

Einmal passierte es allerdings doch. Wir, meine Frau, unsere beiden Kinder und ich fuhren in einen Zelt-Urlaub, wie wir es fast jedes Jahr taten. Das Auto war bis unters Dach vollgestopft mit Zelt, Betten, Propangasflasche, Töpfen, Weckgläsern und vielen anderen Utensilien, die beim Zelten unbedingt nötig waren. Bis Gadebusch waren wir unbeschadet gekommen, aber da, auf dem Kopfsteinpflaster, passierte es: Es gab einen Knacks und dann noch einen und noch einen, das Auto machte eine Grätsche wie eine Kuh beim Wasserlassen und kroch förmlich über die holprigen Steine dahin: eine Blattfeder nach der anderen war gebrochen. Da half nur umkehren und schnurstracks in die Werkstatt fahren. Zum Glück gab es eine neue Feder, die sogleich auch eingebaut wurde. Und so war der Urlaub dann doch noch gerettet. Ja, ja, der Trabi - was wir mit ihm alles erlebten!

Als wir durch glückliche Umstände - diese näher zu beschreiben würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen - in den Besitz eines Dach-Gepäckträgers gelangten, war das Vehikel noch viel wertvoller für uns. Nicht nur, dass wir nun etwas bequemer in den Zelt-Urlaub fahren konnten - die Kinder waren ja auch größer geworden und fanden kaum noch Platz auf den Decken und Kissen, die auf dem Rücksitz lagen. Auch für die Gemeindegarbeit wurde das Auto immer wichtiger. Was habe ich damit nicht alles transportiert: Dachziegel für die Reparatur des Kirchendaches - nach jedem Sturm waren zwei bis drei mittelgroße Löcher in das S-Pfannendach gerissen worden - die Dachziegel bekam ich auch durch glückliche Umstände, musste sie aber von der PGH "Fritz Reuter" aus Gadebusch abholen, - ebenso Zement oder Bohlen und Bretter u. a. Während meiner Vakanzzeit in Carlow hatte ich auch dorthin manches zu bewegen. Einmal geschah es, dass durch irgendwelche Strolche unzählige Scheiben der Carlower Kirche eingeworfen worden waren. Zum Glück fanden wir einen alten Glaser in Schwerin, der sich noch darauf verstand, alte Bleiglasfenster zu reparieren - dazu noch sehr preiswert. Um die Fenster nachher ein wenig besser zu schützen, wollten wir sie mit feinmaschigem Draht versehen. Das war natürlich leichter gesagt oder gedacht, als getan. Zum Glück beschaffte uns unsere Patengemeinde in Nürnberg solchen Draht und schickte ihn in mehreren Paketen nach Schlagsdorf. Schmiedemeister Clasen aus Schlagsdorf fertigte in mühevoller Arbeit die Rahmen und Befestigungshaken- und Bolzen an und band den Draht an den Rahmen fest. Diese Apparate nach Carlow zu transportieren, war schon nicht einfach, schwieriger aber noch die langen Balken und Bohlen für das Gerüst dort hin zu schaffen. Ohne Dachgepäckträger hätte ich es wohl so machen müssen, wie jener Mann, von dem mir ein Bekannter berichtete. Der Mensch wusste sich nicht anders zu helfen, als dass er die zu transportierenden Bretter quer ins Auto legte; also beide Türen auf und dann die 4 - m langen Bretter durchgeschoben und los ging's. Leider hatte er Pech: ein Polizist hatte das seltsame Gefährt bemerkt und die Weiterfahrt verhindert. Manche Menschen, inklusive Polizisten, die ja doch Freund und Helfer sein sollten und das auch in der DDR, haben einfach keinen Humor. Etwas mehr Glück hatte ich z. B. beim Transportieren von Weihnachtsbäumen, aber davon später. Ja, ja, in der Gemeindegarbeit setzte ich den Trabi eben sehr vielseitig ein. Zwar nicht so vielseitig wie jener Pastor Brüsewitz in Sachsen, der sich aus Frust über die ganze Misere schließlich anzündete und verbrannte. Der soll ja mit seinem Trabi sogar seinen Garten gepflügt haben - na, das war wohl doch ein bisschen übertrieben und eine üble Nachrede; allenfalls wird er gegggt oder gegrubbert haben können, aber als Reklamewagen hat er den Trabi bestimmt gut nutzen können. Auf den weit verbreiteten Slogan "Ohne Gott und Sonnenschein, bringen wir die

Ernte ein", soll Pastor Brüsewitz ein Spruchband an seinem Trabi befestigt haben, mit der Aufschrift „Ohne Sonnenschein und Gott macht die LPG bankrott". Und das war nun bestimmt nicht aus der Luft gegriffen. Jedenfalls war der Trabi in vieler Hinsicht nützlich. Ich habe damit Holzstämme aus dem Gebüsch gezerrt, Grabsteine und Sockel bewegt oder auch mal einen liegengeliebenen Moskwitsch abgeschleppt; und - wie schon erwähnt - Weihnachtsbäume transportiert; aber das muss ich nun doch noch etwas genauer schildern:

Das Tarnfahrzeug

Es war Ende der 70-er Jahre kurz vor Weihnachten. Da hatte ich beim Förster in Weitendorf bei Demern 2 stattliche Tannenbäume für unsere Kirche erstehen können, alle Weihnachtsbäume waren auch - wie in der DDR-Zeit üblich, gar nicht teuer gewesen, 7,50 M pro Stück oder so - aber wie damit nach Schlagsdorf kommen? Nun - wozu hatte ich ein Auto, wenn auch nur eben einen Trabi und dazu noch einen Dachgepäckträger? Kurzerhand wurden die 3 1/2 bis .4 m langen Bäume auf das Dach gebracht, festgetüttert und ab ging's. Das Problem war nur der Schlagbaum. Meine große Hoffnung, er könnte unbesetzt sein, was ja gelegentlich vorkam, erfüllte sich nicht. Es war schon dämmerig, dazu recht dieses Wetter - ich musste und wollte nach Hause. Langsam näherte ich mich der Kontrollstelle. Da kam auch schon der Polizist aus seinem Häuschen und startete in die Richtung, aus der das Fahrzeug auf ihn zu kam. Vorschriftsmäßig hielt ich einige Meter am Stopp-Schild an, der Beamte winkte mich aber nicht zu sich heran, wie es sonst üblich war, er stand und guckte nur. Ich sehe ihn heute noch, wie er da in gebückter Haltung regungslos verharrte und entgeistert auf das seltsame Gefährt, das da vor ihm stand, startete. Man muss noch wissen, dass die Tannenbäume derart vorn und hinten und links und rechts ihre Zweige herunterhängen ließen, so dass weder vom Auto, geschweige denn vom Fahrer noch viel zu sehen war. Schließlich machte der Polizist doch mit einer Handbewegung deutlich an den Schlagbaum näher heranzufahren und schaute vorsichtig durch das Seitenfenster - von vorn war wohl wenig zu erkennen; hatte ich doch selbst nur ein kleines Guckloch, durch das ich auf die Fahrbahn blicken konnte. Kurz und gut: der Polizist erkannte mich, wichtiger noch: er kannte mich und noch wichtiger: er hatte Humor; sagte nur: "Ach Sie sind es!" und: "So ein merkwürdiges Gefährt habe ich ja noch nie gesehen." So oder so ähnliches hat er wohl gesagt, ich weiß es nicht mehr so ganz genau. Dann bat er mich lediglich, die Zweige an der Windschutzscheiben etwas beiseite zu biegen, um etwas bessere Sicht zu bekommen, was mir natürlich kaum gelang. Dann wünschte er mir noch "Gute Weiterfahrt" und machte den Schlagbau auf. Was sein Kollege im Häuschen drinnen – er ließ sich gar nicht blicken – wohl so gedacht oder getan hat, weiß ich nicht. Vielleicht saß er dort mit entsichertem Maschinengewehr im Anschlag bereit um im Notfall eingreifen zu können; vielleicht hat er aber auch geschlafen - soll ja auch vorgekommen sein, ich weiß es nicht, hat mich auch nicht interessiert und interessiert mich bis heute nicht. Jedenfalls bin ich gut und heil mit meinen Tannen nach Hause gekommen - der Trabi hatte mal wieder gute Dienste geleistet.

Grenz - Erfahrungen

Kommen wir nun zum Heiligsten, besser noch Allerheiligsten des DDR-Regimes; der deutsch/deutschen Grenze: Im Westen wurde sie wohl so oder auch innerdeutsche Grenze oder gar "Eiserner Vorhang" genannt. Diese Ausdrücke gefielen unseren Oberen gar nicht. Viel lieber sprach man vom "Antifaschistischen Schutzwall" oder dem "Bollwerk gegen den Imperialismus" u. dgl.. Lag doch jenseits dieser Grenze die kriegslüsterne, dekadente kapitalistische und imperialistische, unfreie westliche Welt, vor der es die von aller Ausbeutung und Unterdrückung befreiten Menschen nicht nur der Deutschen Demokratischen

Republik, sondern eben der ganzen sozialistischen Länder zu schützen galt. Ich habe noch die Worte eines Propagandisten im Ohr, die ich als Kind oder Jugendlicher einmal hörte: "Unsere Deutsche Demokratische Republik" - die Abkürzung "DDR" war nicht so beliebt, wie der volle wohlklingende Wortlaut; bei der Benennung der Bundesrepublik begnügte man sich dagegen lieber mit der Abkürzung "BRD", warum, weiß ich nicht. Also noch mal: unsere Deutsche Demokratische Republik ist für ewig mit der Sowjetunion und allen sozialistischen Bruderländern verbunden, ist ein Teil dieses wunderschönen Gartens, und wehe dem, der es wagen sollte seinen Schweinerüssel in diesen Garten zu stecken, der kriegt eins drauf, dass ihm Hören und Sehen vergeht!" Ja, so wurden wir von "Arbeiterveteranen" oder anderen "Propagandisten" zur Liebe unseres sozialistischen Vaterlandes und zur Verteidigung des Friedens erzogen - in der Schule, der Organisation „Junge Pioniere“, der "FDJ" (Freie Deutsche Jugend), die gerne als „Kampfpreserve der Partei“ gesehen wurde, der GST (Gesellschaft für Sport und Technik) und natürlich die „SED“ (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) und anderswo.

Ach, das fing schon im "Sozialistischen Kindergarten“, wahrscheinlich schon in der Kinderkrippe an. Kein Wunder, dass viele es geglaubt haben, ein noch größeres Wunder aber, dass viele es nicht geglaubt haben und keine guten DDR-Bürger wurden. Das lag wohl einzig und alleine an der „demagogischen westlichen Propaganda“. Freilich, wer sich davor verbarg, der hatte es leichter, in mancher Hinsicht jedenfalls, blieben ihm doch manche Zweifel und Anfechtungen erspart. Wie gut war doch jene Lehrerin in Crivitz dran, von der ich hörte. Nach einer Reise in die Sowjetunion, wahrscheinlich hatte sie nur Moskau und auch nur das Zentrum gesehen, vielleicht aber auch eine "Grossbaustelle des Sozialismus", jedenfalls schwärmte sie überschwänglich: „Wie glücklich müssen die Menschen dort sein, da ist es wie im Paradies“. Ich muss gestehen, es hat auch bei mir eine ganze Weile gedauert, bis ich dahinter kam, dass der Sozialismus bzw. Kommunismus auch Schattenseiten hat. Es ist doch etwas dran an dem Spruch: "Wer mit 20 Jahren kein Kommunist ist, der hat kein Herz". Freilich stimmt auch das - zugegeben etwas boshafte Wort, das ein anderer da hinzugefügt hat: "Und wer mit 40 Jahren immer noch einer ist, hat keinen Verstand". Übrigens fand ich kürzlich beim Lesen des Romans "Auferstehung" von Tolstoi heraus, dass dieses Wort auf diesen berühmten Mann zurückgeht.

Ich bin abgeschweift, ich wollte doch von der Grenze erzählen, die seit 1945 unser deutsches Vaterland teilte. Wie unnatürlich, unmenschlich, ja grauenhaft sie im Grunde war, habe ich als wohlzogener DDR-Bürger auch erst nach und nach, vor allem erst seit unserem Umzug nach Schlagsdorf und dem Leben in unmittelbarer Nähe dieser Grenze erfahren.

Meine erste "Grenzerfahrung" machte ich schon bald nach meinem Dienstbeginn in Schlagsdorf. Ich sehe die Frau heute noch vor mir im Flur des Pfarrhauses stehen. Sie wartete gar nicht ab, dass wir ins Amtszimmer gingen, sondern fing gleich an: "Herr Pastor, ich kann diese Grenze vor unserem Haus nicht mehr sehen. Was soll ich bloß machen?" Zuerst wusste ich gar nicht, was die Frau eigentlich von mir wollte, aber dann merkte ich, dass sie sich einfach nur mal aussprechen wollte oder musste, und zu wem hätte sie sonst gehen sollen? Aber sie kannte mich doch noch gar nicht! Ich war dankbar über das Vertrauen, das mir da entgegengebracht wurde, und das habe ich dann - Gott sei Dank - noch sehr oft erfahren dürfen. Die meisten Leute hatten sich im Laufe der Zeit freilich an die Grenze gewöhnt, aber, was heißt gewöhnt? Sie hatten gelernt, an ihr und mit ihr zu leben. Was hätten sie auch anderes tun sollen? Sicherlich, schmerzlich war es schon, wenn man hinüberschauen konnte, wie auf der anderen Seite die Autos fahren oder geackert wurde, man selbst aber nicht an den Mechower See durfte. In der ersten Zeit war es noch möglich gewesen, darin zu baden; aber als dann Leute rüber schwammen und nicht mehr wiederkamen, wurde der zu uns gehörende See großzügig dem Westen überlassen. Einmal im Jahr soll er von einem Fischertrupp der Grenztruppen abgefischt worden sein. Besonders schmerzlich war die Grenzziehung natürlich für viele Alteingesessene, war doch dadurch so

manche Familie auseinander gerissen worden, Freundschaften zerstört und manches Bisherige und Gewohnte durcheinander gebracht. War man früher weitestgehend nach Ratzeburg oder Lübeck hin orientiert, vielleicht noch Schönberg. Gadebusch, so wurde mir oft gesagt, kannte man gar nicht; nun war es die Kreisstadt. Klar, dass sich viele damit - wie mit vielem anderem und vor allem Schlimmeren - nicht abfinden wollten oder konnten und einen Weg suchten und in der ersten Zeit auch fanden, der Heimat den Rücken zu kehren, auch wenn das sicherlich nicht weniger schmerzte. Besonders schlimm waren ja die Aussiedlungen, die beiden bekannten großen Aktionen, die einfach nur als schrecklich und unmenschlich zu benennen sind, - wenn plötzlich morgens in aller Frühe ein LKW vor der Tür stand, Männer herunter sprangen und sagten: Ihr werdet ausgesiedelt, Möbel und Geschirr aufluden und davonfahren, ohne zu sagen wohin und weshalb, das alles samt den Leuten irgendwo hinbrachten, damit sie sich dort neu ansiedelten, manchmal in völlig heruntergekommene und unzumutbare Behausungen. Jemand erzählte mir, wie er die neue Unterkunft so schrecklich fand, dass er einfach nicht ausstieg. Man versuchte es im Guten wie im Bösen, er blieb im LKW sitzen. Nach einigen Telefonaten seitens der Verantwortlichen, fuhr der Wagen schließlich doch weiter - in einen anderen Ort und zu einer anderen neuen Behausung, die zwar auch nicht gerade angenehm, aber doch besser als die erste war. Diese Aussiedlungsaktionen steckte den Leuten natürlich immer noch in den Knochen, zumal man davor ja auch in der künftigen Zeit nicht geschützt war. Ein Fehlverhalten, das eigene wie auch das eines Familienmitglieds, und sei es das eines kleinen Kindes, konnte schlimme Folgen haben, wie wir noch sehen werden.

Für mich war die Grenze sicherlich nicht ganz so schrecklich. Natürlich ärgerte ich mich auch über sie, dass es sie gab und die damit verbundenen Behinderungen und Unannehmlichkeiten. Auch ich hätte gern im Mechower See gebadet oder wäre gern ab und an einmal nach Ratzeburg, Lübeck oder Hamburg zu den Verwandten gefahren; hätte gern wenigstens einmal die "dekadente westliche Welt" aus der Nähe gesehen und nicht nur aus der Ferne oder dem Fernsehen. So manches Mal bin ich bis in die Spitze des Kirchturms geklettert und habe mit dem Fernglas hinübergeschaut, gelegentlich habe ich es sogar geschafft, die Grenze zu überwinden, allerdings nur in Tagträumen oder auch in einem realen nächtlichen Traum. Irgendwie hätte es doch möglich sein müssen: vielleicht mit einem selbstgebastelten "Flieger" vom Kirchturm aus, durch einen Tunnel - auch den hätte man vielleicht von dort aus graben können, oder existierte vielleicht sogar schon einer aus uralter Zeit? Na, lassen wir solche Träumereien und Spinnereien - sie waren ja völlig unrealistisch, für mich wenigstens.

Mancher setzte sie allerdings in die Tat um. Gab es nicht Leute in Berlin, die einen Tunnel gruben, durch den etliche Menschen nach "drüben" entwischten? Gab es nicht jene "Seilbahn", ein Seil, gespannt von einem Haus auf der einen Seite hinüber zu einem Grundstück auf der anderen, an dem sich die Flüchtenden mittels einer Rolle in den Westen absetzten bzw. abrollten? Gab es nicht den aus Bettlaken zusammengeflickten Heißluftballon, mit dem einige Leute durch die Lüfte entfleuchten? Und schließlich jene Familie aus Gadebusch - ein Mann, eine Frau und ein kleines Kind -, die mit einem Düngerflugzeug aus Roggendorf über die Wälder und den Ratzeburger See dahinschwebten und in Lübeck - zwar mit einer kleinen Bruchlandung - ankamen, der Pilot war nämlich kein richtiger, sondern nur ein Maschinist, der im Grunde gar keine Ahnung vom Fliegen hatte - aber immerhin gesund und munter in Lübeck landete?

Spektakuläre Grenzüberschreitung

Spektakulär waren Grenzüberschreitungen im Grunde immer. Diese, von der ich hier nun berichten will, ganz besonders, wie ich meine. Ich sitze gemütlich bei irgendeiner Arbeit in meinem Zimmer, als plötzlich der Bürgermeister ganz aufgeregt ins Haus stürmt und sagt: "Herr Pastor" - er war einer von den Wenigen, die grundsätzlich noch "Herr Pastor zu mir sagten, was mich auch nicht störte - "Herr Pastor!" sagte er, „ich muss dringend in die

Kirche!" Ich werde wohl ein ziemlich verdutztes Gesicht gemacht haben, denn es kam nicht all zu oft vor, dass ein Bürgermeister oder ein anderer Behördenangestellter in der DDR die Kirche besuchen wollte, dazu noch dringend. Natürlich folgte auch sogleich die Erklärung: „Da sind zwei Jungen in die Kirche eingedrungen, haben vom Turm aus die Grenze ausspioniert und sind dann geflüchtet“. „Is' ja n' Ding“ - sagte ich. Im Stillen musste ich mir ordentlich eins högen (amüsieren): zwei Jungen, neun oder zehn Jahre alt, am helllichten Tage, über die so gut bewachte Grenze? Haben die Wachposten auf den "Fernsehtürmen", die überall an der Grenze standen, geschlafen oder Kutscherskat gespielt? Und die anderen Bewacher, die immer zu zweit losmarschierten, weil einer auf den anderen aufpassen musste, damit nicht womöglich noch einer von ihnen abhaut? Und wie war es den Jungen gelungen, über den 3-m hohen Zaun zu klettern? Vor allem aber bewegte mich die Frage: Woher wusste man, dass die Jungen vorher in der Kirche waren, und was suchte der Bürgermeister jetzt noch in der Kirche - hinter der Orgel und in den Bankreihen, in den Turmkammern und im Turmgebälk? Sollten sich da womöglich noch mehr solche Schlingel versteckt haben, um die Grenze auszuspionieren und dann "rüberzumachen"? Ich bekam auf, keine meiner Fragen eine Antwort, war mir auch egal, die Jungen waren jedenfalls heil drüben angekommen - die Grenze war also doch nicht unüberwindlich. Kein Wunder, dass die Sicherungs-Anlagen immer noch weiter verstärkt und ausgebaut wurden. Wer sich genauer darüber informieren möchte: das „Grenzhus“ in Schlagsdorf bietet dazu die besten Möglichkeiten. Überflüssig wohl zu erwähnen, dass die minderjährigen Jungen zurückgeschickt und die Familien bald danach ausgewiesen wurden.

Das Sperrgebiet

Ja, das Sperrgebiet! Es war schon ein besonderer Landstrich entlang der 1000 km langen deutsch/deutschen Grenze. Die Grenzanlagen mit erstem und zweitem Sperrzaun aus Streckmetall, dem dazwischen liegenden Sperrstreifen, der Hundestaffel, dem ausbetonierten Graben, Signaldrähten und Schiessanlagen, Wachtürmen- und Soldaten waren zwar das letzte und größte Hindernis um in den Westen zu gelangen, aber durchaus nicht das einzige. Da gab es ja schon die zahlreichen Aufpasser im Lande, Staatssicherheit, die IMs (Inoffizielle Mitarbeiter) der Staatssicherheit, die schon manch Unvorsichtigem die Ausführung seines Planes vereitelten, vor allem aber das gut bewachte Sperrgebiet. Die Bewachung war schon enorm, manchmal kurios, geradezu lächerlich - wie wir gleich noch sehen werden - , aber man sieht mal wieder, wie wertvoll uns die DDR und jeder einzelne von uns darin war. Wie schmerzvoll war es, auch nur einen einzigen von uns an die kapitalistische Welt zu verlieren. Auch mussten wir ja unsere sozialistischen Errungenschaften und unser so mühsam erwirtschaftetes unter allen Umständen schützen. Erst einmal noch einiges zu den Bewachungsmaßnahmen. Da gab es ganz besondere Regeln für das Sperr- bzw. Grenzgebiet. Dazu gehörte z. B. eine besondere Aufenthaltsgenehmigung, die durchaus nicht jeder bekam. Man musste schon einigermaßen "sauber" sein - in polischer Hinsicht natürlich, aber auch sonst. Bewohner des Sperrgebietes hatten im Personalausweis einen Stempel, der alle zwei Jahre erneuert werden musste. Den Ausweis hatte man stets und ständig bei sich zu tragen. Den Behörden wäre es sicher am liebsten gewesen, er wäre am Körper angewachsen. Unser jüngster Sohn war einmal auf der Müllkippe, Flaschen oder Schrott sammeln - er hatte dazu vom Rat der Gemeinde die Genehmigung bekommen - , als plötzlich ein Grenzpolizist auftauchte und den Ausweis verlangte. "Den Ausweis habe ich nicht bei mir. Ich habe, wie Sie sehen, Trainings Sachen an, wo soll ich da den Ausweis hin stecken?" "Das ist mir egal," sagte der Beamte, "Sie haben den Ausweis immer bei sich zu tragen! „ Das Gespräch ging wohl noch eine Weile hin und her. Als der Polizist sich kurz mal wegdrehte, schnappte sich der Junge sein Fahrrad und fuhr davon. Da half dann auch kein Hinterherrufen "Bleiben Sie stehen!" oder Kommen Sie zurück!" nichts mehr; zu schießen

traute sich der Polizist dann wohl doch nicht. Es kam auch vor, dass Leute aus dem Bus, mit dem sie in die Stadt zum Einkaufen fahren wollten, wenn sie keinen Ausweis bei sich hatten, herausgeholt wurden, auch wenn Mitreisende sie als Nachbarn oder Bekannte auswiesen oder der Kontrolleur sie sogar selber kannte. Sie wurden zur Wache gebracht, Angehörige konnten dann den Ausweis bringen und sie "auslösen".

Aber Halt! - das war ja eigentlich gar nicht möglich; den Ausweis durfte doch gar kein anderer an sich nehmen! Wie auch immer - es gab gehörige Komplikationen. In der Tat: der Ausweis war tatsächlich etwas Heiliges. Ich hatte einmal in denselben einen Geldschein gelegt - wahrscheinlich hatte ich meine Briefftasche mal wieder verlegt oder was weiß ich - jedenfalls wurde ich bei der Ausweiskontrolle scharf darauf hingewiesen, dass so ein Geldschein oder irgend etwas anderes nicht in den Ausweis gehört. Ich habe das dann auch in Zukunft sorgfältig vermieden; wie alles, das unnötig hätte erregen können.

Mit solch "gestempeltem Personalausweis" - vorausgesetzt er war noch gültig - konnte man sich also frei bewegen - allerdings auch nur im eigenen Kreisgebiet, also z. B. im Kreis Gadebusch; der angrenzende Kreis war schon wieder tabu. Als meine Frau eine Westreise genehmigt bekam - in den späteren Jahren war das ja doch schon gelegentlich möglich - musste sie sich mit einer Taxe zum Bahnhof nach Herrenburg fahren lassen; ich durfte nicht in das andere Sperrgebiet. Warum nicht? Nachfragen beim Rat des Kreises wurden dahingehend beantwortet, dass man so wenig wie möglich ortsfremde Personen in einem Grenzgebiet haben wollte, um die Übersicht nicht zu verlieren.

Wollte man nun einmal Besuch von Auswärts haben, so war das unter Umständen möglich. Diese Umstände sahen wie folgt aus:

1. Die einreisewillige Person musste einen gültigen Passierschein haben. Dieser war 4 bis 6 Wochen vorher beim zuständigen ABV (Abschnittsbevollmächtigten) zu beantragen.
2. Die Person musste „sauber“ sein, d. h. noch nie mit irgend welchen Gesetzen der DDR in Konflikt geraten sein.
3. Es musste sich um ein Verwandtschaftsverhältnis 1. oder 2. Grades handeln, also etwa Eltern oder Geschwister.
4. Es musste ein konkreter Anlass angegeben werden, z.B. also Geburtstag oder Hochzeitstag, später genügte aber auch schon die Angabe "Besuch".

In den letzten Jahren wurde noch etwas großzügiger verfahren, da bekamen auch schon mal Cousin oder Cousine, Onkel oder Tante unter Umständen einen Passierschein. Eine Woche vor der beabsichtigten Reise konnte man beim ABV anfragen, ob der Passierschein vorläge und ihn gegebenenfalls in Empfang nehmen, um ihn dann der betreffenden Person zuzuschicken.

Die geneigte Leserschaft, die das nicht so kennengelernt hat, wird verstehen, dass das alles doch mitunter etwas beschwerlich war, wenn z. B. der Passierschein doch noch nicht vorlag oder "Umstände" sich in irgendeiner Weise verändert hatten. Ein paar Beispiele: Ein Uhrmacher aus der Gegend von Parchim hatte einen Passierschein bekommen - Dienstreisen mussten beim zuständigen VPKA (Volkspolizeikreisamt) beantragt werden - um unsere Kirchturm-Uhr abzuholen und zu reparieren. Als er die Uhr wiederbringen und einbauen wollte, stellte er fest, dass der Passierschein inzwischen abgelaufen war. Er wollte es trotzdem versuchen, wurde natürlich am Schlagbaum zurückgewiesen. „Ach“, sprach er zu sich selbst, „den weiten Weg wieder zurück, noch einmal für einen Tag in Parchim einen Passierschein beantragen, lange warten, bis er genehmigt ist? Versuchst es mal, auf Schleichwegen nach Schlagsdorf zu kommen, z. B. über Schlagresdorf“. Dort aber wartete man schon auf ihn. Die Folge war, dass er keinen Passierschein mehr bekam und ich die Uhr selbst einbauen musste

(was mir wohl nicht so richtig gelungen sein muss, - jedenfalls funktionierte die Uhr nicht, und wir mussten jahrelang auf sie verzichten).

Auf Schleichwegen ins Sperrgebiet zu gelangen, war selbst für Ortskundige nicht ganz einfach. Ein Kirchenältester, ein alter Rentner, aus Rieps wollte einmal an einem unserer schönen Gemeindefeste teilnehmen. Da er keinen Passierschein hatte, versuchte er die Schlagbaum-Kontrolle zu umgehen bzw. mit seinem Fahrrad zu umfahren und fuhr den Landweg in Richtung Thandorf. Allzu weit kam er nicht. Auf halber Strecke: Kontrolle. Ergebnis: Weiterfahrt untersagt, Verwarnung, 10,- M Strafe. Was sollte man dazu sagen? Lächerlich, kleinkariert, ärgerlich oder "preußisch" korrekt? Wie auch immer, wir haben den Vorfall später in gemütlicher Runde nach einem Gottesdienst in Wendorf besprochen und am Ende doch herzlich gelacht, nachdem jemand den Vorschlag machte, beim nächsten Mal anzufragen, ob die Strafgebühr unter Umständen auch in Monatsraten von 50 Pf oder 1,- M bezahlt werden könnten. Aber ich glaube, ein nächstes Mal hat der gute Mann gar nicht mehr in Erwägung gezogen; er war ja ausgiebig belehrt und verwarnt worden.

Ärgerlicher war noch, dass Konfirmanden, die außerhalb des Sperrgebietes wohnten, daran gehindert wurden, sonntags zum Gottesdienst zu kommen. Zur Schule an den Wochentagen durften sie mit ihrem Schülerschein kommen, zum Gottesdienst am Sonntag nicht; ebenso erging es Arbeitern. Sie hatten einen "Arbeitsstempel", also eine Berechtigung, an Arbeitstagen ins Sperrgebiet einreisen zu dürfen, ansonsten hatten sie dort nichts zu suchen. Übrigens: Nicht nur die deutsch/deutsche Grenze unterlag besonderen Bestimmungen. Besonders geschützt und bewacht, wenn auch nicht so abgeschirmt wie die Landgrenze, war die gesamte Ostseeküste. Nach Einbruch der Dunkelheit hatte sich z. B. niemand mehr in einem Strandkorb aufzuhalten.

Einmal fuhren meine Frau und ich in unserem Trabi zu einem Kurzurlaub an die Küste. Es war nicht gerade bequem, in einem solchen Vehikel zu übernachten, aber ein Hotelzimmer konnten oder wollten wir uns nicht leisten. So fuhren wir den Trabi auf ein geschütztes Plätzchen in Küstennähe und machten uns, so gut es eben unter diesen Umständen möglich war, ein Nachtlager zurecht. Wir hatten uns gerade zur Ruhe begeben, als es an die Autoscheiben klopfte. Zwei Polizisten verlangten unsere Ausweispapiere, wiesen uns darauf hin, dass wir uns unerlaubter Weise hier zur Nacht niedergelassen hatten, und verwiesen uns des Platzes. Auch ein Hinweis, dass wir ja unweit der Grenze beheimatet waren, nützte nichts. Wir mussten uns einen anderen Schlafplatz, mindestens 5 km von der Küste entfernt, suchen, was wir dann auch taten. In einem Waldstück fanden wir ein schönes Plätzchen, von dem aus wir dann täglich an die Ostsee fuhren. Wir hatten Glück, dass uns dort nicht ein Förster entdeckte. Der hätte uns ganz bestimmt auch verscheucht. So aber wurde es doch noch ein sehr schöner Kurzurlaub.

Schwierigkeiten gab es auch schon wegen einer kleinen Nummer im Ausweis bzw. dem Passierschein. Wir erwarteten Verwandtenbesuch anlässlich der Konfirmation unseres ältesten Sohnes. Die Passierscheine von Tante und Onkel waren tatsächlich genehmigt worden. Trotzdem - wir warteten vergeblich auf das Eintreffen der Leute. Was war geschehen? Eine Autopanne? Gar ein Unfall? Wir machten uns Sorgen.

Mit Glatteis oder Schneesturm war nicht zu rechnen gewesen, ebenso wenig mit einem Verkehrsstau - den gab es zum Glück sehr selten - und die Leute waren sonst immer sehr pünktlich und gewissenhaft. Nein, etwas ganz anderes hatte ihr pünktliches Eintreffen im Pfarrhaus Schlagsdorf und beim schönen Konfirmations-Gottesdienst verhindert - wir ahnten es inzwischen: die Ausweisnummern bzw. die Nummer auf den Passierscheinen, die waren nicht identisch, weil die beiden Leute während der Zeit des Beantragungs- und Genehmigungsverfahrens neue Ausweise bekommen hatten, mit neuen Ausweisnummern. Die Kontrolleure am Schlagbaum hatten das natürlich sofort gemerkt. Zum Glück brauchten unsere Verwandten nicht ganz auf die Konfirmationsfeier verzichten. Auf dem VPKA in Gadebusch gab es auch am Sonntag einen Notdienst und dort saß wohl auch gerade jemand,

der ein „Herz für Kinder“ hatte. Jedenfalls bekamen unsere Verwandten gültige Passierscheine. Ob sie damit wenigstens noch bis zum Mittagessen rechtzeitig ankamen, weiß ich heute nicht mehr. Eine schöne Feier wurde es auf alle Fälle noch für uns alle.

Das dritte Beispiel: Als die Bestimmungen etwas lockerer geworden waren, versuchten wir Passierscheine für zwei Cousins, mit denen ich aufgewachsen war und die noch nie unsere neue Heimat gesehen hatten, zu bekommen. Es klappte tatsächlich, die Einreise wurde genehmigt. Nur, als die Passierscheine endlich die Verwandten erreichten, war diesen durch das, was sich da jetzt in unserem Lande abspielte - die Montagsdemonstrationen und anderes - die Reiselust erst einmal vergangen. Jedenfalls kamen sie nicht und die Passierscheine wurden hinfällig. Sie wurden, Gott sei Dank, dann auch nie mehr gebraucht. So habe ich sie heute noch; sonst mussten sie nach Beendigung der Reise umgehend beim zuständigen VPKA abgegeben werden.

Bürgern aus dem „westlichen Ausland“ war die Einreise ins Sperrgebiet grundsätzlich verwehrt. Das war besonders bitter, denn viele Bewohner des grenznahen Raumes hatten erklärlicherweise Westverwandtschaft. Wir auch: Die einzige Schwester meiner Frau wohnte mit ihrer Familie in Hamburg und durfte somit nicht zu uns kommen, wir in den späteren Jahren eher zu ihr. Na gut, man traf sich dann eben außerhalb des Sperrgebietes, in einer Gaststätte oder bei Verwandten oder Bekannten. Schön war das gerade nicht aber was sollte man machen? Hochzeiten und andere Familienfeiern veranstaltete man ebenfalls woanders. Die Menschen aus unserer Kirchgemeinde haben sich für eine Trauung so manch „fremde“ Kirche ausgeborgt, zumeist Carlow, aber auch Rehna, Gadebusch oder sogar Boltenhagen. Noch problematischer war es bei Beerdigungen. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal eine Beerdigung auf dem Schlagsdorfer Friedhof zu halten hatte in dem Wissen: da stehen jetzt zwei Töchter der Verstorbenen in etwa 3 km Entfernung vor dem Schlagbaum und schauen zu uns herüber. Einmal habe ich bei einer Beerdigung zwei Trauerfeiern gehalten, eine in Schlagsdorf mit anschließender Beisetzung und eine in Schwerin - für die Angehörigen aus dem westlichen Ausland.

Ich bin in dieser Angelegenheit immer wieder einmal bei staatlichen Stellen vorstellig geworden, z. B. bei den jährlich stattfindenden Zusammenkünften zwischen den Pastoren der Propstei Gadebusch und Vertretern des Rates des Kreises oder auch in persönlichen Gesprächen mit Staatsvertretern. Folgendes Gespräch, das ich einmal mit einem „Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises - für Inneres“, - so war die offizielle Bezeichnung - hatte, und das ich noch sehr gut in Erinnerung habe, sei hier kurz wiedergegeben: "Herr S," sagte ich, "westdeutsche Bürger können Friedhöfe in fast allen Ländern der Welt, auch in Polen, der Tschechoslowakei und sogar in der Sowjetunion aufsuchen, nur die Gräber ihrer nächsten Angehörigen dürfen sie nicht besuchen und an der Beerdigung von Vater oder Mutter im eigenen Land dürfen sie nicht teilnehmen? Nennen Sie mir einen vernünftigen Grund, weshalb 'Westdeutsche' nicht ins Sperrgebiet dürfen!" "Nun," sagte er, "wir leben hier an der Nahtstelle zweier Weltsysteme und haben nicht nur die DDR zu schützen, sondern auch unsere sozialistischen Bruderländer; da müssen wir schon gehörig aufpassen". Ich darauf: "Was gibt es hier aufzupassen? Was können Besucher aus dem Westen schon anrichten, wenn sie mal kurz zu einer Familienfeier oder so nach Schlagsdorf kommen?" Er: "Wir haben hier doch einige wichtigen Grenzsicherungsanlagen, die man ausspionieren könnte". "Zum Beispiel?" "Na die Kaserne in Schlagbrügge oder die Radarstation in Schlagresdorf." Darauf ich: "Meinen Sie im Ernst, dass ein Besucher im Vorbeifahren etwas ausspionieren könnte, was man zehnmal besser in aller Ruhe mit einem Fernglas vom Westen aus beobachten kann?" Und dann wagte ich noch die Frage: "Sagen Sie mal, Herr S., finden Sie alle diese Regelungen und Maßnahmen gut und richtig?" Er darauf: "Na hören Sie, ich bin Vertreter unseres Staates..." Ja natürlich, alles klar, mit anderen Worten: „Ich habe ein Amt und keine

Meinung, " oder - wie heißt es sonst noch "Wes Brot ich ess', des Lied ich sing". Immer wieder dasselbe; es gibt doch nichts Neues unter der Sonne.

Meine Bemühungen um Erleichterungen für uns im Sperrgebiet haben alle nichts gefruchtet; oder vielleicht doch? Wer weiß? Am 31.10.1989 schrieb ich an das Ministerium des Innern in Berlin und machte eine Eingabe mit der Bitte um Aufhebung des Sperrgebietes oder wenigstens Erleichterungen in verschiedenen Regelungen. Ich erhielt auch eine Antwort (s. nächstes Kapitel). Aber da war der Zug der Geschichte schon über unser Land hinweggerollt und hatte auch das Sperrgebiet mit all seinen Misslichkeiten beiseite geschoben; fast möchte ich meinen, ohne mein Zutun.

Die Heilige Grenze

Zu allen Zeiten und an allen Orten gab und gibt es Heiliges: heilige Handlungen, heilige Gesetze, heilige Stätten u. dgl. Für die DDR waren die Grenzen heilig, besonders die deutsch/ deutsche. Man könnte sie vergleichen mit der Tempelanlage im alten Israel, in Jerusalem. Da gab es den Tempelvorhof, durch eine Mauer geschützt, den das normale, einfache Volk betreten durfte, allerdings nur das jüdische, keine Ausländer. Dann kam „Das Heilige“, der Aufenthaltsraum für die Priester, und schließlich „Das Allerheiligste“, welches nur der Hohepriester zu bestimmten Handlungen betreten durfte. So auch die DDR-Grenze: Das Sperrgebiet, sozusagen der Tempelvorhof, das " Heilige,, - das war der Streifen zwischen den beiden Grenzzäunen - und schließlich das "Allerheiligste" - der zweite Zaun mit den dazugehörenden Anlagen: ausbetonierter Graben, den auch kein LKW oder Traktor durchfahren konnte, Hundestaffel, Schiessanlagen, Minenfelder und dgl. - und, wie im alten Tempelbezirk Jerusalems, jedoch zehnmal stärker und schärfer, die Wächter, nun bezeichnet als Volkspolizisten, Grenzsoldaten, zivile Streifen ...

So konnte es schon passieren, dass man bei einer Fahrt von Gadebusch nach Schlagsdorf vier- bis fünfmal kontrolliert wurde. Schon vor Roggendorf, also noch vor dem Sperrgebiet unter Umständen, vor allem aber abends oder nachts kam die erste Kontrolle. Man kommt seelenruhig und nichtsahnend gefahren, plötzlich mitten auf der Strasse ein rotes Licht: Polizei! Ausweiskontrolle! Bald hinter Roggendorf dann der Schlagbaum. Man fuhr bis zum Stoppschild und wartete - die Schlagbäume waren mit den "Grünen", also den grün-uniformierten Angehörigen der Deutschen Volkspolizei besetzt - dass so ein Grüner aus seinem Häuschen kam und einen heranwinkte. Eine wirklich "heilige Handlung" damals, die es wohl zu beachten galt. Ich bin versehentlich einmal gleich bis zum Schlagbaum vorgefahren. Natürlich bekam ich einen Anranzer und wurde zum Stoppschild zurückgeschickt. Ich konnte froh sein, mir nicht einen Stempel in die Fahrzeugpapiere oder eine Geldstrafe eingehandelt zu haben, denn immerhin hatte ich ja ein Verkehrsdelikt begangen: ein Stoppschild überfahren. Sehe ich auch ein - na egal: Nach gründlicher Kontrolle wurde dann - vorausgesetzt natürlich, es war alles in Ordnung - der Schlagbaum aufgemacht, man wurde durchgewunken und konnte seine Fahrt fortsetzen. Man fuhr seelenruhig und nichtsahnend dahin, vielleicht vom winkenden Bettzipfel oder einem Schluck Rotwein träumend: jäh wurde man wieder durch eine rote Lampe mitten auf der Strasse aufgeschreckt. Ein Grenzer stand da, einen zweiten sah man hinter einen Baum die MP im Anschlag. Und wieder das bekannte Zeremoniell: " Bitte Ihre Dokumente für die Einreise ins Sperrgebiet!" Nach gründlicher Kontrolle: "Gute Weiterfahrt!" Kurz vor Groß Molzahn befand sich wieder ein Schlagbaum, meistens zum Glück nicht besetzt, gelegentlich aber doch: unter Umständen also wieder Kontrolle; garantiert dann aber vor Schlagbrücke. Wieder dasselbe Prozedere, und schließlich zwischen Schlagbrücke und Schlagsdorf, wenn man meinte, schon alles überstanden zu haben, noch einmal die rote Lampe auf der Strasse und - na, wir kennen' s inzwischen. Manche Leute waren darüber verärgert. Ich hatte gelegentlich

solche im Wagen. Ich selbst habe mich höchstens amüsiert: wusste ich doch, dass die Leute nur ihre Pflicht taten. Was sollte man sich da ärgern oder aufregen?

Alles ist inzwischen Geschichte. Und doch, auch nach 20 Jahren stocke ich noch mitunter, wenn ich an die Stelle komme, wo bei Roggendorf oder Schlagbrügge die Schlagbäume und die Kontrollhäuschen standen. Kaum zu glauben! Aber so war es und so ist es. Nun darf man aber nicht meinen, die hier genannten und beschriebenen "Tempel-Wachen" seien die einzigen im Sperrgebiet gewesen. Manch einem „Republikflüchtling“ ist solch irriige Meinung wohl zum Verhängnis geworden, wenn er sich etwa auf Schleichwegen und Umschleichung aller Wachen hinter dem Schlagbaum schon in der freien westlichen Welt wähnte, sich nach der nächsten Meldestelle erkundete und sich dann verblüfft auf dem VPKA wiederfand. Die eigentlichen Hindernisse kamen erst. Aber zurück zu den "Tempel-Wachen". Davon gab es nun ja noch etliche. Sie waren nur nicht so leicht zu erkennen, da sie weder öffentlich, noch in Uniform und bewaffnet umherliefen. Gewiss gab es noch den ABV

(Abschnittsbevollmächtigten der Deutschen Volkspolizei), der gelegentlich durch das Dorf spazierte. Ihm zur Seite aber standen Polizeihelfer und verschiedene andere Leute, die die Aufgabe hatten, die Augen offenzuhalten und verdächtige Personen aufzuspüren. Besonders "Genossen" d. h. die männlichen Mitglieder der SED wurden verpflichtet, abends "Streife zu gehen". Aber auch sonst hielt "man" die Augen offen. Als ich einmal mit meinem Bruder, der bei uns zu Gast war, eine kleine Rundfahrt über Schlagresdorf und Heiligeland machte, entdeckte ich bald ein Moped, das immer schön sachte hinter unserem Trabi herfuhr. Dann erkannte ich auch den Fahrer und mir war klar, was es mit der Verfolgungsfahrt auf sich hatte. Na ja, Wachsamkeit war eben das A und O im Grenzgebiet. Dazu zwei kleine Erlebnisse: Eines Morgens - ich war noch gar nicht richtig aus den Federn - klopfte es laut an unsere Küchentür. Die Haustür wurde nie abgeschlossen, auch nachts nicht. Das war übrigens der große Vorteil für uns Sperrgebietbewohner, dass wir die Türen offen lassen konnten, ohne Angst vor Einbrechern oder Dieben haben zu müssen, höchstens dass sich mal ein Betrunkener verirrt und dann die Frauen im Hause erschreckte. Wir haben das auch erlebt, war aber ganz lustig. Wie gesagt, es klopfte also jemand an unsere Tür: es war mal wieder der Bürgermeister. "Was verschafft mir die Ehre?" fragte ich. Er: "Sie haben da über Nacht eine Leiter am Obstbaum stehen lassen, das ist verboten. Ein Republikflüchtling könnte damit über die Grenze steigen". „Ich bitte Sie“, entgegnete ich, "das ist eine 5 m lange und zudem recht schwere Leiter. Wer sollte die wohl zur Grenze schleppen und an den Grenzzaun stellen?" "Egal, Leitern über Nacht draußen stehen zu lassen ist verboten". Übrigens: Die Leiter stand im Garten - wer mag sie dort in der Nacht oder am frühen Morgen entdeckt und den Vorfall dem Bürgermeister gemeldet haben?

Ein zweites kleines, aber typisches Erlebnis: Ich hatte in einem Außendorf Hausbesuche gemacht, wollte aber zum Schluss noch eine Familie in Schlagsdorf besuchen, die ziemlich am Rande des Dorfes wohnt. Da ich nicht wusste, ob ich mit dem Trabi dort gut wenden konnte, stellte ich denselben einige 100 m vor dem Haus auf einer kleinen Wiese ab und ging das letzte Stück zu Fuß. Als ich - ich schätze mal - nach einer halben Stunde wiederkam, empfingen mich an meinem Trabimobil Männer in heller Aufregung und riefen mir zu: "Ach, Ihnen gehört der Wagen! Dann können wir ja Entwarnung geben. Inzwischen war nämlich einer schon zum Telefon gerannt und hatte das "Ufo" der zuständigen Stelle gemeldet. Ein Wunder, dass nicht schon ein Suchtrupp mit Spürhunden, Helikoptern und sonst noch was eingetroffen war.

Ja, ja, die "Tempelwachen" nahmen ihren Dienst und ihre Aufgaben sehr ernst.

Nähern wir uns nun aber weiter dem "Tempel-Inneren". Da war also zunächst der 1. Grenzzaun, 3 m hoch, aus verzinktem Streckmetall gefertigt und mit Stachel- und Signaldraht versehen. Berührte man diesen, so gingen Leuchtraketen in die Luft, sehr schön anzusehen. Vor dem Zaun aber war ein sogenannter „Schutzstreifen“, der sauberlich gepflegt, d.h.

gegrubbert, geharkt und durch scharfe Unkrautvernichtungsmittel von jeglichem Bewuchs freigehalten wurde, - heiliger Boden also, sehr heiliger Boden, den zu betreten es keinem gewöhnlich Sterblichen erlaubt war, außer den Befugten, den Grenzsoldaten und gelegentlich LPG-Bauern oder Arbeitern, die dort das Land zu beackern hatten, das Land zwischen den Grenzzäunen wurde ja landwirtschaftlich genutzt. Natürlich durften nur absolut vertrauenswürdige Personen in das Gebiet und unter Bewachung, versteht sich und nur bis zum Einbruch der Dunkelheit. Die Grenzer kontrollierten die Genehmigungspapiere, öffneten das Tor, ließen den Arbeiter mit seinen Geräten passieren, schlossen das Tor und harkten das überfahrene Gelände wieder fein säuberlich glatt. Abends dann die gleiche Prozedur. Ein LPG-Arbeiter erzählte mir, wie er einmal nach vollendeter Arbeit dort nach Hause wollte: aber kein Grenzer war zu sehen. "Nun, was habe ich gemacht?", sagte er, „eine Weile gewartet, gehupt und gerufen und als sich dann immer noch nichts tat, ja, da wusste ich mir schon Rat: Ich nahm ein Stöckchen und berührte den Signaldraht. Was meinen Sie, wie schnell da jemand zur Stelle war"! Lustig, oder?

Weniger lustig war folgende Begebenheit, die ich noch kurz erzählen möchte:

Unser Sohn, neun oder zehn Jahre alt, war mit seinem Fahrrad an der Grenze entlanggefahren. Da rollte ihm sein kleiner Ball aus der Hand und dummerweise auf den geharkten Schutzstreifen. Der Junge natürlich runter vom Rad und ohne Zögern dem Ball hinterher. Da kommt doch plötzlich - wie er erzählt - ein Auto angebraust, zwei Grenzsoldaten springen aus dem Kübel-Wagen und strecken ihm ihre Maschinenpistolen entgegen. Ihm schlottern heute noch die Knie, wenn er daran denkt. Na ja, passiert ist dann ja zum Glück nichts weiter. Der Junge wurde verwarnt und nach Hause geschickt.

Da ist es anderen weit schlimmer ergangen. Wehe dem, der es wagte weiter ins "Heilige" vorzudringen! Und viele, sehr viele, wie wir wissen, haben's ja, gewagt. Manchem ist es geglückt, alle Sperrn und Wachen zu überlisten und zu überwinden und in die Freiheit zu entkommen, aber es haben auch viele, sehr viele, wie wir wissen, mehr als 1000 sollen es gewesen sein, die genaue Zahl weiß keiner, ihr Leben dabei eingebüsst. Auch im "Kiekbusch", einem kleinen Waldstück nahe Schlagsdorf soll so manch einer verscharrt liegen, der es gewagt hatte, die heilige Grenze zu verletzen - die Vermutung liegt jedenfalls nahe.

In ergreifender Weise hat der Liedermacher Reinhard May solches, in der Welt wohl beispielloses Geschehen geschildert, das sich da an der deutsch/deutschen Grenze, also mitten in unserem zivilisierten Land abgespielt hat. Hier nur mal ein paar Zeilen aus diesem Lied:

*"Wie manche Flucht wohl gescheitert sein mag,
wo die Freiheit schon zum Greifen nah lag,
Sperrgebiet schon überwunden war
und Signalzaun und Todesstreifen sogar,
die Patrouille vorbei, sie war'n immer zu zweit
und die Wachen im Turm in der Dunkelheit,
die Maschinenpistole in Anschlag gebracht
und die Ferngläser durchforschen die Nacht ...
Da blitzen Scheinwerfer auf, plötzlich alles taghell
und Rufe und Schüsse und Hundegebell; -
hinter Sperrgraben, Minen und Stacheldrahtverhauen,
im Lichtkegel gestrandet am letzten Zaun ..."*

Ich muss gestehen, dass ich dieses Lied nie ohne Rührung, ohne starkes inneres Ergriffensein zu hören vermag. Und dann beschreibt Reinhard May darin noch etwas ganz anderes: die Befestigungsbolzen am Streckmetallzaun, die, einmal angeschraubt, nicht mehr losgedreht werden konnten. ... zweifellos eine geniale Erfindung, aber zugleich doch - wie der

Liedermacher sagt, - eine "teuflische", weil sie nicht auf das Leben, sondern auf Gefängnis und Tod hin ausgerichtet war. Und erschüttert stellt er zum Schluss fest, dass es "wieder ein Meister aus Deutschland war". Besser ist die Dramatik oder Tragik des Geschehens im „DDR -Heiligtum“ Grenze wohl kaum darzustellen. Gottlob, auch das ist längst Geschichte.

Die Stasi

Ein Kapitel darf in dieser kleinen Abhandlung natürlich nicht fehlen: Die Staatssicherheit, kurz "Stasi" genannt. Nun, Staatsschutz gibt es in jedem Land, muss es auch geben. Nur, was sich die DDR-Obrigkeit in dieser Hinsicht geleistet hat, wobei das Wort „geleistet" durchaus im doppelten Wortsinn verstanden werden darf - wie viele Unsummen dafür wohl aufgewendet wurden - aber was da sonst so alles passiert ist, spottet jeder Beschreibung. Die Stasi war natürlich in der ganzen DDR und darüber hinaus, im Westen und im Osten, den sogenannten sozialistischen Bruderländern tätig. Ob sie im Sperrgebiet besonders aktiv war, vermag ich nicht zu sagen, glaube es kaum; sie war wohl überall gleich aktiv, aktiver höchstens dort, wo sie Gefährdungen der sozialistischen Ordnung vermutete. Da konnte sie richtig gemein, ja kriminell werden; aber der Zweck heiligt eben die Mittel. Wer sich dafür mehr interessiert, dem sei das Buch von Sandra Pingel - Schliemann:

"Lebenswege ... Im Schatten der Staatssicherheit" empfohlen. Die promovierte Politikwissenschaftlerin und Publizistin hat darin Lebenswege von 20 Betroffenen recherchiert und beschrieben, u. a. die Methoden der Stasi, den Vipperower Pastor und späteren Gründer der Ost -SPD und Bundestagsabgeordneten Markus Meckel unschädlich zu machen. In dem kleinen Dorf Vipperow bei Röbel an der Müritz war nämlich ein kleiner Friedenskreis entstanden, aus dem sich Anfang der 80er Jahre das größte Friedensseminar Mecklenburgs entwickelte. Geistlicher Leiter war Pastor Markus Meckel. Natürlich hatte die Stasi sofort davon Wind bekommen. Die Alarmglocken läuteten lauter als die Kirchenglocken. Sofort begann eine Beschattung und Bespitzelung sondergleichen: Postkontrolle, Abhörwanzen und natürlich informelle Mitarbeiter, das reichte nicht. Man wollte den "Störenfried" und vermeintlichen Staatsfeind unschädlich machen. Da das auf legalem Wege nicht so ganz leicht möglich war, versuchte man es anders. Markus Meckel badete gern im Vipperower See, und zwar nackt. Na das war doch schon mal was. Nun kann man zwar einem nackten Mann nicht in die Tasche greifen, allemal aber heimliche Fotos von ihm machen - und veröffentlichen. So hoffte man, den Pastor zu diskreditieren und zu isolieren, vielleicht zum Weggang aus der Gemeinde zu bewegen. Würde man damit Erfolg haben? Wohl kaum. Also gleich noch schwerere Geschütze auffahren: demoralisieren, kompromittieren, die Ehe zerstören. Eine fremde Frau wurde gesucht und gefunden, Nacktfotos von ihr gemacht und sie auf die Fotos vom Pastor montiert. Foto-Montagen waren auch zu DDR-Zeiten und ohne Computer möglich. Darunter die Worte: "Wat secht ji dor tau" oder „Datt is uns Pastors Fründin, he hett noch mier!“ Insgesamt fertigte man fünf verschiedene Motive an und nun? Wie die unter das Volk bringen? Kein Problem: In einer Nacht- und Nebelaktion wurden die Fotos an Bushaltestellen, Kaufhalle und Gaststätte in Vipperow angebracht, einige in die Hausbriefkästen der Leute. Na ja - war wohl doch alles ein bisschen zu plump. Obwohl dann noch das Gerücht in Umlauf gesetzt wurde, der Förster habe Meckel mit einer fremden Frau in seinem Revier gesehen oder gar, Meckel sei ein IM und dgl. mehr - die Leute erkannten doch bald, wer hinter all diesen Geschichten, man kann wohl getrost auch "Schweinereien" sagen, stand. Jedenfalls war am Ende doch alles erfolglos für die Stasi. 1987, also nach mehr

als fünfjähriger Zersetzungstätigkeit stellte man resigniert fest, dass eine "nachhaltige Disziplinierung der 'Wanderer' (Deckname von Meckel bei der Stasi) nicht erreicht wurde". Meckel sei nach wie vor als dem "Sozialismus feindlich" einzuschätzen. So gab man sich vorerst damit zufrieden, ihn weiter zu observieren. Man fragt sich nur, was wohl geschehen wäre, wenn die friedliche Revolution 1989 nicht so friedlich verlaufen wäre. Aber daran mag wohl niemand so recht denken. Oder doch? Uneinsichtige und Unverbesserliche gab und gibt es ja immer. Ich selbst habe Derartiges zum Glück nicht erlebt, war ja auch politisch nicht so aktiv. Nichts desto trotz hat man natürlich versucht, auch bei mir und meiner Familie ein "Haar in der Suppe" zu finden, und wäre es auch ein einziges und noch so kleines. Das beweist folgender Eintrag im Bericht eines IMs aus dem Jahre 1980.: "In den Jahren 1978/79 wurde in Schlagsdorf erzählt (von ...- genannt werden zwei männliche Personen -): der Pastor trifft "sich heimlich mit Frau K.. aus Schlagsdorf. Ein Liebesverhältnis?" Die Vermutung war völlig aus der Luft gegriffen, tauchte dann auch in keinem Bericht mehr auf, macht aber auch hier die Arbeit und Vorgehensweise der Stasi deutlich.

Im Hinblick auf meine Person wäre es allerdings in anderer Hinsicht ein Leichtes gewesen, mich in die Fänge der Stasi oder gar hinter Schloss und Riegel zu bringen.

Ich hatte in den 25 Jahren meiner Tätigkeit als Pastor im Grenzgebiet - ich will nicht sagen Angst - , gelegentlich aber doch die leichte Befürchtung, man könnte es auf mich abgesehen haben. Laut eines Eintrags in einem Stasi-Bericht ist die Vermutung nicht ganz unbegründet. Was hätte passieren können? Z. B. Folgendes: Da flüchtet sich jemand ins Pfarrhaus, gibt sich als ein Sich-in-großer-Not-Befindender aus, der unbedingt über die Grenze muss und bittet mich um Asyl bzw. Hilfe bei der Flucht. Was hätte ich wohl gemacht? Ich weiß es nicht. Zum Glück ist dieser Fall nie eingetreten. Na ja, ich war für die staatlichen Stellen doch nicht von so großer Bedeutung geschweige denn gefährlich.

Weiteres darüber zu berichten, wäre das Papier und die Druckerschwärze nicht wert. Lauter belangloses Zeug: Krause lebt in geordneten Verhältnissen; er hält Haus, Hof und Garten in Ordnung, das Wohnzimmer ist gut aufgeräumt usw. Natürlich wurde auch meine Gemeindegarbeit genau beobachtet und gelegentlich auch beurteilt und bewertet. Da heißt es dann z. B.: Krause ist sehr aktiv besonders bemüht ist er, die Jugend an sich zu binden, aber in letzter Zeit hat er nachgelassen. „Schade“, kann man nur sagen, „dass ich das nicht eher erfahren habe, dann hätte ich mich doch wieder mehr angestrengt“. Oder? Ansonsten, wie gesagt, auf den 180 Seiten fast nur belangloses Zeug; Nicht einmal eine richtige Lachepistel dabei, wie sie z.B. in einem IM-Bericht über den Gadebuscher Bürger Manfred W. stand, den die Schweriner Volkszeitung am 15. 11. 1999 veröffentlichte. Darin heißt es u. a., ich zitiere wörtlich: "Wütend habe ich ihn nie gesehen. Er versucht wohl, mit den Menschen auszukommen... Einige Kollegen lehnen ihn wegen seines Benehmens ab, denn er rülpt und furzt in ihrem Beisein." Man könnte sich vor Lachen kugeln. In der Tat: so sehr mich die Geschichte über Pastor Meckel und andere erschrecken und traurig machen, umso mehr erheitern mich dann solche, - wie auch manche aus meiner eigenen Stasiakte. Wenn sie, wie gesagt, auch lange nicht an die Lach – Epistel über den „Bürger Manfred W. aus Gadebusch herankamen.

Beim Lesen meiner Stasi-Akte habe ich mich manchmal gefragt: Woher wissen die Leute eigentlich so gut über einen Bescheid, manchmal sogar besser als man es selbst noch wusste. Klar, da waren die Gespräche, die man mit den Informanten führte, entweder direkt oder über einen "Protokollanten" an die KD (Kreisdienststelle) weitergegeben, meistens sicherlich als Gedächtnisprotokolle; manchmal als Informationen, die man über andere erfahren hat, Gerüchte usw., manchmal aber noch raffinierter. Zumindest in einem Fall bin ich mir ziemlich sicher: Der IM muss ein Aufnahmegerät in der Aktentasche gehabt haben, das die gesamte Unterhaltung aufzeichnete. Natürlich wurden auch Pakete und Briefe geöffnet und kontrolliert und das Telefon abgehört. Mancher vermutete - berechtigterweise - "Wanzen" in der Wohnung. Ich konnte keine entdecken; dafür aber einmal etwas anderes, vor dem immer

wieder gewarnt wurde: die Firma "Horch und Guck" unter dem Fenster. Die Story muss ich noch kurz erzählen: An einem schönen Sommerabend, es muss so gegen 23.00 Uhr gewesen sein, meine Frau und ich lagen in unseren Betten und unterhielten uns. Eines von den beiden Schlafzimmerfenstern stand offen. Plötzlich ein leises Knacken unter dem Fenster. Meine Frau sagt: "Du, da ist jemand." Ich aus dem Bett, schleich mich leise ans Fenster; aber der Lauscher hat mich bemerkt, wahrscheinlich durch den plötzlichen Abbruch unserer Gespräche. Ich hörte lediglich noch eilige Schritte und das Rascheln der Sträucher im Garten, durch die er verschwand. Wie gesagt, es war das einzige Mal, dass wir derartiges erlebten. Es ist natürlich gut möglich, dass das öfter vorgekommen ist. Nun, diesmal hatte der Lauscher Pech, vor allem dadurch, dass er den Boden unter den Füßen - nun nicht gerade verloren, aber doch nicht richtig untersucht hatte, da lagen nämlich noch einige alte Schieferplatten herum, die vom Dach gefallen waren, das Dach war umgedeckt worden, die dann beim Betreten zerbrachen und den Lauscher verrietten. Leider konnte ich niemanden erkennen; eine Verfolgung hätte nichts gebracht. So konnte ich dem Flüchtenden lediglich ein paar grässliche Schimpfworte hinterher rufen und ihn auffordern, sich hier nie wieder blicken zu lassen. Aber vielleicht war es ja gar keiner von der "Firma", sondern nur ein "Spanner", der mal etwas Interessantes aus "Pasters" Schlafzimmer mitbekommen wollte, wie jener, von dem uns ein befreundeter Pastor aus der Gegend von Crivitz erzählte. Der hatte sich sogar die Mühe gemacht, einen Baum zu erklettern, um in das Schlafzimmer der Pfarrersleute gucken zu können. Aber auch er wurde entdeckt und musste sich Schimpfworte anhören, die ihm heute noch in den Ohren klingen dürften, auch wenn inzwischen wohl schon so an die 50 Jahre vergangen sind. Überhaupt scheint man es gerne immer wieder einmal in Punkto „Erotik“ auf den Pastor abgesehen zu haben. Da erzählte uns jemand, wie ihn bei einem Hausbesuch eine junge, hübsche Frau öffnete und knapp, dass er drinnen war, kurzerhand den Schlüssel umdrehte und den Bademantel, unter den sie nichts anhatte, fallen ließ. „Was hast Du dann bloß gemacht?“ fragten wir aufgeregt. "Na was schon, sagte der 'Schwerenöter'. Was sollte ich schon gemacht haben? Mit der Frau um den Schlüssel: kämpfen? Ich hab's gemacht wie Joseph aus der Bibel, als ihn die Gattin des pharaonischen Finanzverwalters Potiphar verführen wollte: geflohen bin ich, Küchenfenster aufgerissen und dann nichts wie weg. Nur: gut, dass ihm die Verführerin nicht auch die Kleider vom Leib gerissen hat und dass die Wohnung der Frau nicht im 2. oder 3. Stock lag, was hätte der arme Mann sonst bloß gemacht?

Ich bin wieder einmal „abgeschweift“, - egal; aber vielleicht steckte ja auch da die Stasi dahinter, weiß man's? Ihr Ideenreichtum und ihre Methoden waren ja unerschöpflich; und im Hinblick auf den betreffenden Pastor war das sogar mehr als nur zu vermuten, denn den hatte die Stasi auf dem Kieker, wie ich weiß.

Zum Schluss noch eine kleine Randbemerkung: Ich bin den Leuten, die über mich berichtet haben, nicht böse; es wurde ja im Grunde auch nichts Schlimmes geschrieben. Außerdem weiß ich, wie mancher in diese Arbeit hineingeschlittert ist. Eines hätte ich mir allerdings doch gewünscht, dass wenigstens der eine oder andere zu mir gekommen wäre und gesagt hätte: So oder so ist das mit mir gewesen, es tut mir leid - oder etwas Ähnliches. Aber es ist keiner gekommen, nicht einer. Schade. Oder auch nicht? Egal, alles Schnee von gestern. Kaum zu glauben, aber so war es, (oder wenigstens so ähnlich).

Inhalt Teil I

Geschichten aus vergangenen Zeiten	1
1. Reformbedürftig	2
2. Nu is't noch mit de Propheten	
3. Gottverlassen	
4. Die Hasenjagd	3
5. Zärtlichkeiten zwischen Eheleuten am Tage nicht erlaubt	
6. Der Handwerksbursche	4
Aus eigenem Erleben	5
Unser Anfang in Schlagsdorf	
Das wandernde Buch	6
Zwei Enttäuschungen	7
Dampf ablassen	
Die Faschingsfeier	8
Gebühren für Ziehharmonikamusik	9
Schwerter zu Pflugscharen	10
Probleme in der Kinder- und Jugendarbeit	11
Lehrertagsfeier im Pfarrgarten	
Trabi-Geschichten	12
Das Tarnfahrzeug	15
Grenz - Erfahrungen	
Spektakuläre Grenzüberschreitung	17
Das Sperrgebiet	18
Die Heilige Grenze	22
Die Stasi	25